

Schauins-Land



Allerlei Visierung ü auch geschrieb'ner Ding
 an tag gegeben vom Breisgau-Verein
 „Schau-ins-Land“ zu Heiburg i B.

45^{ter} Jahrlauf



Inhalts-Verzeichnis

zum 45. Jahrlauf (Halbband).



- Seite 1—8 Die Grabplatte des Ritters Kuno von Falkenstein in der Kirche von Kirchzarten. Von Dr. Fritz Ziegler. Mit Titel und Schlußvignette von Z. M. und 7 Abbildungen, darunter 3 Autotypien.
- „ 9—16 Spätgotische Steinmerzwerke in Freiburg i. Br. Von Architect C. A. Meckel. Mit 10 Abbildungen, darunter 3 Autotypien, nach photographischen Aufnahmen und Planzeichnungen des Verfassers.
- „ 17—22 Die Wappen im Giebelfeld des ehemaligen Deutschordenshauses in Freiburg i. Br. Von Dr. Fritz Ziegler. Mit einer Titel und Schlußvignette von Z. M. und 8 Wappenzeichnungen.
- „ 23—26 Die Volksfage vom Hausgeist Rüdý im Pfarrhaus zu Obereggenen. Von Robert Gerwig in Pforzheim. Mit 3 Zeichnungen von Z. M.
- „ 26 Das Jähringer Tor. Aus einer handschriftlichen Sammlung von Alt-Freiburger Geschichten.
- „ 27—34 Aus der Baugeschichte der Kirche in St. Peter auf dem Schwarzwald. Von Dr. Fritz Ziegler. Mit einer Titelvignette von W. Th. S., 3 Autotypien und 3 Zinkotypien, zum Teil nach Zeichnungen von Kunstmaler W. Haller.
- „ 35—38 Fritz Boehle. Von Rosa Hagen (Emmendingen). Mit 8 Autotypien nach Lithographien des Künstlers.
33. Vereinsbericht.

Dem Jahrlauf liegt bei:

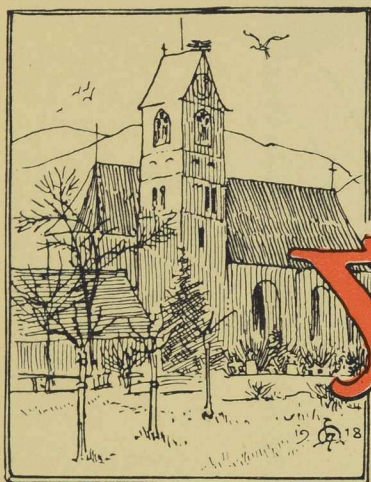
Stammbaum der Familie von Weber. (Nachtrag zum 44. Jahrlauf.)



Schriftleitung der Zeitschrift Schaninsland: Prof. Dr. Julius Dieffenbacher
Freiburg im Breisgau, Urachstraße 25.



Wie Grabplatte des Ritters Kuno von Falkenstein in der Kirche von Kirchzarten



Die Kirche in Kirchzarten.

nicht die Persönlichkeit selbst interessiert uns heute, als vielmehr das Denkmal als solches, das ein wertvolles Dokument für die Kostümgeschichte darstellt, und das auch in heraldischer Hinsicht beachtenswert ist.

Eine dem Kirchzartener Denkmal sehr ähnliche Skulptur befindet sich im Freiburger Münster. Sie steht im südlichen Seitenschiff unweit der Heiliggrabkapelle in der Blendarkatur unter dem fünften Fenster und wird der Tradition nach als Herzog Berthold V. von Zähringen († 1218) gedeutet. In unserer Betrachtung wird auch diese Skulptur besprochen und im Bilde zum Vergleiche wiedergegeben; die Frage jedoch, ob sie wirklich Berthold V. oder einen anderen Ritter darstellt, lassen wir hier beiseite ¹⁾.

Vor einigen Jahrzehnten hätten wir auch noch eine zweite Ritterfigur aus dem Breisgau hier zum Vergleiche beziehen können, die aus der St. Martinskirche in Freiburg i. Br. stammte. Anfangs der achtziger Jahre wurde sie aber, nachdem sie wegen

WER die alte, ehrwürdige Kirche im benachbarten Kirchzarten betritt und sich darin etwas genauer umsieht, dem dürfte schwerlich die an der Epistelseite im Innern des Langhauses eingemauerte Steinplatte entgehen, auf der eine große Ritterfigur in Hochrelief dargestellt ist. Nach der gotischen Majuskelschrift — „Anno D(omi)ni MCCCXLIII III Id(us) Maii O (= obiit) D(omi)n(u)s Cuno de Valkenstein miles“ — stellt die Skulptur den am 13. Mai 1343 verstorbenen Ritter Kuno von Falkenstein dar, der heute noch in der Sage fortlebt. Aber



Fehlens des Kopfes beiseite gestellt war, leider vollends zertrümmert und die Stücke als Bausteine zu Stützmauern in den Neben der St. Martinspfarre auf dem Schloßberg verwendet²⁾.

Bevor wir uns der Betrachtung der Skulpturen zuwenden, mag hervorgehoben sein, daß wir sowohl in der Kirchzartener Ritterfigur als auch in der Skulptur im Freiburger Münster tüchtige künstlerische Leistungen vor uns haben; besonders gut sind dem Steinmetzen bei Kuno v. F. die ungezwungene Haltung des Kopfes, die energischen Gesichtszüge, die Struktur des Panzers, der Faltenwurf usw. gelungen. Freilich wird der Gesamteindruck des schönen Denkmals heute in unverantwortlicher Weise gestört durch einen Verstoß gegen die Denkmalspflege. Ohne zwingenden Grund hat der Elektrotechniker nämlich rücksichtslos seine unschönen Rohre rechts oben über die Ecke der Grabplatte gelegt.

Zur Rechtfertigung des Photographen, der ein wirkungsvolles Bild der mangelhaft beleuchteten Grabplatte zu erzielen



Abb. 1. Grabplatte des Kuno von Falkenstein in der Kirche zu Kirchzarten. Photogr. Aufnahme von Franz Lobe.

vermochte, mag dann noch gesagt sein, daß die störenden Flecken auf dem Schilde des Ritters, auf dessen Schwert und auch auf dem Hinterleib des Löwen die Schlag Schatten des nahe stehenden Taufsteines sind.

Die Kirchzarter Grabplatte mit der Ritterfigur, die heute in die Wand eingelassen ist, war ehemals die Abdeckplatte einer Tumba, die über der Grabstätte errichtet war³). Ob diese nur niedrig und schlicht mit einigen Profilierungen geziert oder ob sie höher und an den vier Seiten mit Wappen oder Skulpturen geschmückt war, läßt sich nicht sagen. Oben auf dieser Tumba lag unsere Porträtfigur, und dies geht aus der Stellung des Löwen wie der Lage des als Kopfkissen dienenden Helmes hervor. Daß die Skulptur des Berthold V. ehemals auch eine



Abb. 2. Herzog Berthold V. im Münster in Freiburg i. Br. Zeichnung von Prof. S. Geiges. — Zinkstock, dem Münsterbauverein gehörig.

ähnliche Verwendung hatte, dies lassen uns archi valische Notizen erkennen; danach wurde die Platte im Jahre 1667 an die Wand gestellt, und man nimmt an, daß aus dieser Zeit auch der jetzige Löwe stammt, auf dem Berthold V. steht. Ob im Jahre 1667 auch noch andere Veränderungen an der Skulptur vorgenommen worden sind, dafür hat man bis jetzt keine Belege; aber immerhin wäre es denkbar, daß man damals einen der Figur beigegebenen Schild oder Helm entfernt haben könnte, um sie für die vorhandene Blendarkatur passend zu machen. So wie Berthold V. aber heute vor uns steht, ist an ihm nicht das geringste Abzeichen einer höheren (Herzogs-) Würde vorhanden; er sieht dem gewöhnlichen Ritter des 14. Jahrhunderts, also

auch unserem Runo von Falkenstein auffallend ähnlich.

Was nun die Ausrüstung der in Frage kommenden Ritterfiguren betrifft, so setzt sich diese im wesentlichen aus Panzerstücken zusammen, und zwar hat man es dabei mit dem sog. Ringpanzer zu tun, also mit einem durch Ineinanderhängen von Ringen entstandenen Metallgeflecht. Da die Ringe leicht beweglich waren, so schloß sich der Panzer dem Körper fügsam an, und der Träger desselben konnte sich ungehemmt bewegen. Auch das An- und Ausziehen ging vermutlich ebenso leicht vonstatten wie bei unserer heutigen Kleidung, und der abgelegte Panzer, der infolge des Ineinanderschiebens der Ringe wenig Raum beanspruchte, konnte überdies leicht im Waffensack mitgetragen werden. Von diesem Ring- oder

Maschenpanzer (= Mußzeug) verschieden ist der Ketten- oder Schuppenpanzer, bei dem eiserne Ketten oder Schuppen reihenweise auf eine Unterlage von Stoff oder Leder aufgenäht waren, wie dies deutlich auf den Abbildungen 4 und 5 zu sehen ist.

Bevor man im Stande war Ringe ineinander zu verflechten, war diese weniger kostbare Art der Panzerung durch aufgenähte Ketten und Schuppen im Gebrauche.

Bezüglich der Terminologie der einzelnen Panzerstücke ist es empfehlenswert, auf die alten Dichtungen, in denen die Heldensagen geschildert sind, zurückzugehen und sich daraus Rat zu holen. Und da ergibt sich denn, daß schon im Beowulfliede, dem ältesten literarischen Denkmal der angelsächsischen Sprache aus dem 7. bis 8. Jahrhundert, und in dem Hildebrandsliede, jenem ältesten Reste deutschen Heldensanges aus dem 9. Jahrhundert, von aus Ringen geschmiedeten Panzern die Rede ist. Die Gesamtrüstung wird meist „Sturm-

gewant“, „Stritgewant“, oft auch „Harnasch“ (altfranzösisch harnas) genannt. Der Rock, das Hauptstück der Rüstung, dagegen heißt bald Brünne (angelsächsisch bryne), bald „Halsberg“ (angelsächsisch healsberc), bald „Haubert“ (altfranzösisch auberc), und aus gleichzeitigen Miniaturen geht hervor, daß damals die Brünne und der Halsberg sich in Form und Zuschnitt sehr ähnlich waren. Aber doch bestand zwischen beiden ein wesentlicher Unterschied, und zwar darin, daß an dem Halsberg eine Art Kapuze, das „Härsenier“ (französisch „coife“, mittelhochdeutsch „Gupfe“), angebracht war, das über den Kopf ge-

zogen werden konnte (Abb. 6). Auffallend ist, daß uns das eben besprochene Rüstungsstück, das nur nebenbei den Hals schützte, mit der spezialisierten Bezeichnung als Halsberg entgegentritt. Aber die Sachleute belehren uns dahin, daß dieser Zustand nicht der ursprüngliche gewesen sei, daß es vielmehr vor diesem erweiterten Halsberg einen speziellen Halsberg gab, der auch wirk-

lich nur den Hals schützte, daß dieser aber mit der Zeit sich nach unten verlängerte und allmählich zu dem erweiterten Halsberg mit dem daranhängenden Härsenier ausgewachsen ist. Die Normannenreiter trugen die Halsberge nur über dem Wams, in der Folgezeit aber, als die Bewaffnung immer schwerer wurde, trug man die Halsberge mit dem Härsenier und die Brünne gleichzeitig; die letztere konnte ebensogut über als unter dem Halsberg getragen werden. Die Ärmel des Halsberges liefen meist in Handschuhen aus; wollte man aber die Hand frei machen, dann zog man sie durch einen an der Handwurzel im Ärmel angebrachten Schlitz und ließ die Handschuhe am Ärmel herabhängen.

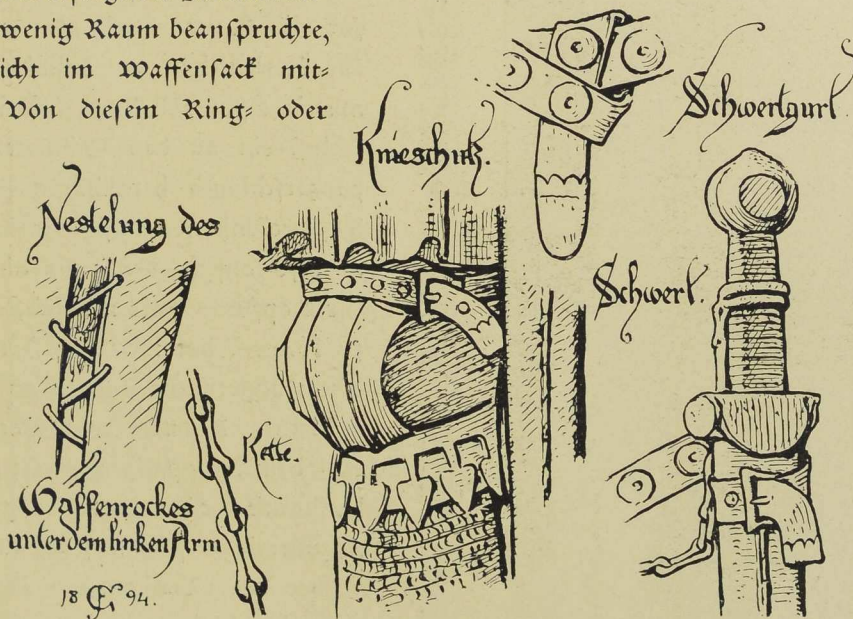


Abb. 3. Einzelheiten der Rüstung des Herzogs Berthold V. im Münster in Freiburg i. Br.

Zeichnung von Prof. S. Geiges. — Zinkstock, dem Münsterbauverein gehörig.

Der Panzerschutz für die Beine waren die eisernen Hosen (Eisenhosen); sie wurden entweder hinten mit Lederriemen oder Nesteln zusammengehalten, oder aber sie waren wie Strümpfe geschlossen und wurden wie diese einzeln angezogen

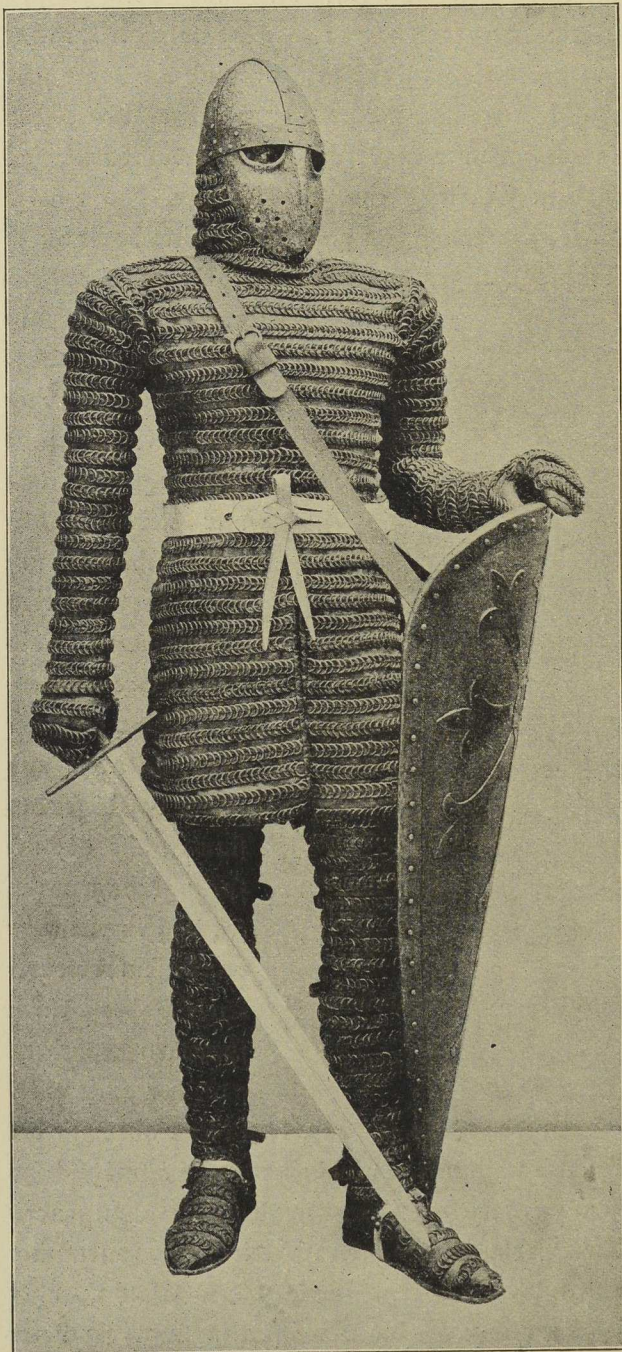


Abb. 4. Ritterrüstung, aus Stücken der Gimbel'schen Waffensammlung (Baden-Baden) rekonstruiert 3).

und an einem um die Lenden gelegten Gürtel (Lendenriem) angehängt.

Zwischen den genannten Dichtungen und den Miniaturen einerseits und unseren Ritterdarstellungen andererseits liegt eine große Spanne Zeit; in

ihr hat die Rüstung mancherlei Veränderungen und Zutaten erfahren, aber nicht immer traten diese mit neuen terminis technicis in die Erscheinung. Vielmehr blieben die alten Bezeichnungen erhalten, nur wurden sie auf die umgewandelten Rüstungsstücke weiter vererbt. Und so kommt es, daß bezüglich der Terminologie in den Fachwerken nicht in allen Punkten Übereinstimmung und völlige Klarheit besteht. Nach diesem Überblick über die wichtigsten Sachausdrücke kann nun aber zu den Einzelheiten der Ritterskulpturen in der Kirche von Kirchzarten und im Münster in Freiburg i. Br. übergegangen werden.

Zum Schutze für den Kopf und Hals tragen sowohl Runo v. S. als auch Berthold V. die Beckenhaube (= Helmhuot), an der seitlich mittels Ösen und durchgestecktem Draht als Verschluss ein an den Schultern endigender Ringpanzerschlauch herabhängt. Der alte Gebrauch, die Beckenhaube auf das Härsenier aufzusetzen, ist also aufgegeben. Offenbar um die Rüstung für Kopf und Hals möglichst rasch bewerkstelligen zu können, hat man das Härsenier von der Halsberge abgetrennt und es an die Beckenhaube angehängt. Dadurch wurde auch das Schädeldach von dem Ringpanzergeslecht frei, und die Beckenhaube mit der darunter getragenen Polsterung oder Filzunterlage sinnen jetzt allein die Gewalt des Hiebes ab. Der an der Beckenhaube befestigte und herabhängende Panzerschlauch wird als „Camail“ oder „Halsberge“ im engeren Sinne des Wortes bezeichnet.

An diesem Rüstungsstück für Kopf und Hals bemerkt man sowohl bei Runo v. S. als bei Berthold V. jeweils einen vom Kinn herabhängenden dreieckigen Lappen, der in die Höhe geschlagen und an der Beckenhaube angehängt werden kann. Es ist dies der Gesichtsschutz (mittelhochdeutsch „finteile“, altfranzösisch „ventaille“), der, sobald er eingehängt war, nur die Augen des Ritters freiließ. An dem Härsenier des Halsberges war diese finteile schon; sie bestand dort in einem Zipfel des Ringpanzergeslechtes, den man, solange keine Gefahr drohte, frei herabhängen ließ. Wollte man jedoch gerüstet sein, so zog man diesen Zipfel um das Kinn über den Mund und band ihn oberhalb der linken

Wange fest. Eine andere Art des Gesichtsschutzes ist auf Abbildung 4 zu sehen, er besteht in einem starren Eisenblech mit Luftlöchern und Augenauschnitten. Der älteste Gesichtsschutz jedoch war ein von der Beckenhaube nach unten über die Nase reichender Eisenstreifen, das „Naseneisen“, das oft mittelst einer an der Beckenhaube angebrachten Schraube länger oder kürzer eingestellt werden konnte. Diese alte Einrichtung (vergl. Abb. 6) findet sich auch wieder im 17. Jahrhundert an den sog. Pappenheimer Kappen (ungarisch Zischägge).

Der Ringpanzerrock (Panzerhemd oder Brünne) des Runo v. S. reicht herab bis an die Knie und hat Ärmel, die bis an die Ellenbogen reichen. Man sieht dieses Panzerhemd außer an den Ärmeln auch in dem Zwickel der auseinanderklaffenden Falten des nachher zu beschreibenden Waffenkleides, bei Berthold V. jedoch tritt es nur an den Ärmeln zu Tage. Während bei letzterem die Ärmel bis zu den Handschuhen reichen, trägt Runo v. S. zum Schutze des Vorderarmes Armschienen.

Die Handschuhe sind bei beiden Rittern verschieden. Bei der Kirchzartener Figur sehen wir Handschuhe aus Ringpanzergeslecht, und zwar sind diese wie die Fausthandschuhe gebildet, indem nur der Daumen für sich allein geschützt wird, während die anderen vier Finger in gemeinsamer Hülle stecken. Die Handschuhe des Berthold V. erscheinen dagegen aus Leder gefertigt mit darauf aufgenähten, den Fingergliedern ähnlichen Blechschuppen (= Fingerkacheln); auch haben seine Handschuhe Eisenstulpen.

Die Eisenhosen beider Ritter zeigen Ähnlichkeit mit Strümpfen und wurden einzeln angezogen und jeweils an dem Lendenier befestigt. Wurde der Lendenierstrick zerhauen, so fielen die Eisenhosen herab. Ohne Zweifel aber trugen die Ritter unter den Eisenhosen solche von Stoff oder Leder, um so das Durchscheuern der Haut zu vermeiden und den Druck der Eisenringe abzuschwächen. Über die Eisenhosen wurden die Sporen gebunden, und zwar geschah dies mittels Lederriemen oder breiten seidenen Borden. Aus den Dichtungen geht hervor, daß mit Vorliebe Damen dem Ritter die Sporen anlegen und ab-

nehmen halfen, ein Geschäft, das sonst dem Knapen oblag. Auch wird berichtet, daß ehrlosen Rittern zur Strafe die Sporen abgehauen wurden. Besonderen Schutz erhielten noch die Knie,

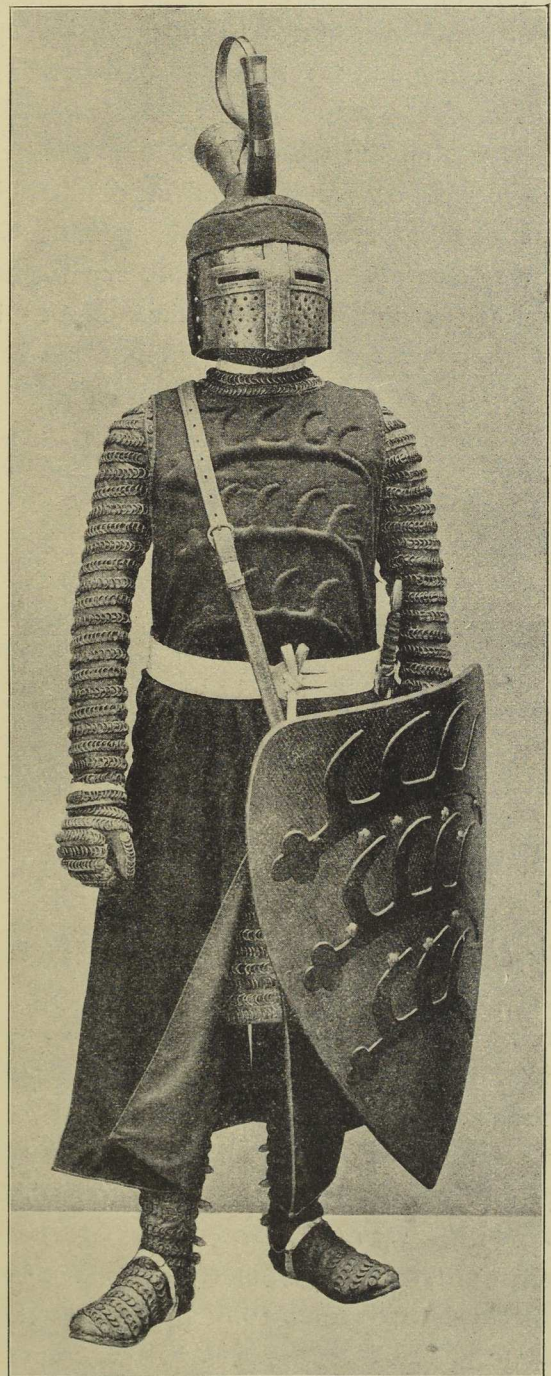


Abb. 5. Ritterrüstung, aus Stücken der Gimbel'schen Waffensammlung (Baden-Baden) rekonstruiert 4).

indem man über die Eisenhosen sog. Kniekacheln aus Leder oder Metall anriemte. Diese Kniekacheln sind bei Berthold V. auch noch mit herzförmigen, nach abwärts hängenden Ausschnitten (sog. Satteln) geziert. Mit den Kniekacheln wie

mit den Armschienen suchte man jene Stellen der Panzerrüstung zu verstärken, die einer Verletzung sehr ausgesetzt waren und an denen sich eine solche besonders empfindlich bemerkbar gemacht haben würde. Und in diesen in starrer Form auftretenden Schutzstücken hat man die Vorläufer der Plattenrüstung der nachfolgenden Epoche zu erblicken.

Über dem Panzerhemd wird das Waffenkleid oder der Waffenrock getragen; es ist dies bei Runo v. S. ein ärmellofes Kleidungsstück, das, wie der schöne Saltenwurf beweist, aus weichem Stoff angefertigt war. Es reichte bis an die Knie, war vorne und hinten geschlitzt, um beim



Abb. 6. Ritterliche Tracht um 1200.

(Nach einer Miniatur.)

Oberkörper und Kopf werden durch die lange rockartige Falsberge geschützt, an der Ärmel und Kapuze angeflochten sind. Die Beckenhaube mit Naseneisen sitzt auf der Kapuze.

(Wiederholt aus Jabrl. 21.)

Reiten nicht zu behindern. Der ursprüngliche Zweck desselben mag wohl der gewesen sein, zu verhüten, daß die Eisenrüstung durch Feuchtigkeit leide oder daß sie durch die Sonnenstrahlen nicht gar zu sehr erhitzt wurde. Später wurde der Waffenrock aber zum Schmuckstück, und auf dem kostbaren Stoffe erscheint mit großer Pracht gestickt meist das Wappenzeichen des Ritters, etwa so, wie wir es auf Abbildung 5 sehen. Ein Besatz mit klingenden Schellen durfte bei den eitlen jungen Rittern auch nicht fehlen. Im Gegensatz zu dem Waffenrock des Runo v. S. ist der des Berthold V. in die Taille gearbeitet, man muß sich ihn aus Leder oder Stoff gefertigt denken. Da er dem Körper eng anliegt, so konnte man nicht in ihn hineinschlüpfen; er war deshalb an der Seite

offen und wurde da durch Nestelung zusammengehalten (vgl. Abbildung 3). Ein solcher Waffenrock wird mit Lendner bezeichnet; dieser Ausdruck ist sprachlich identisch mit dem Worte Lendenier (= Gürtel, der unter dem Panzerhemd um den Leib befestigt war und die Eisenhosen trug). Über dem Lendner erscheint bei Berthold V. ein mit Metallscheiben gezielter Gürtel, der sog. „Dupfing“, unter welchem der Tuchschurz des Lendners herabhängend erscheint. Ärmel hat der Lendner nicht, dafür aber Ärmelansätze oder Ärmelkappen zum Schutze der Achseln, und diese sind wieder mit blattförmig ausgeschnittenen Zatzeln verziert.

Bei Runo v. S. bemerkt man alsdann noch an den Ärmelausschnitten des Waffenrockes und in dem Schlitze desselben oberhalb der Knie Schuppen, die vermutlich auf Stoff aufgenäht waren und einem steiferen, gegen Strich widerstandsfähigeren Rüstungsstücke angehören, das zwischen Panzerrock und Waffenkleid getragen wurde.

Sowohl der Dolch als auch das Schwert hängen bei beiden Rittern an Ketten, die von der rechten Brust ausgehen. Bei Runo v. S. sind sie wahrscheinlich an dem ebengenannten Rüstungsstücke befestigt und treten durch Schlitze aus dem Waffenrock hervor. Auf seiner linken Brust erscheinen noch zwei weitere Ketten, von denen die herabhängende mit einem T-förmigen Endstück versehen ist. Dieselbe diente zum Einhängen des Topfhelmes, ihr Endstück wurde in das kreuzförmige Loch desselben eingehakt (Abb. 1). Ein Schlitz an dem Topfhelm wäre dazu ausreichend gewesen, allein man brachte zwei übers Kreuz gelegte Schlitze an, um so die Möglichkeit der rascheren Befestigung zu gewinnen. Die zweite Kette auf der linken Brust des Runo v. S., die über die Achsel gelegt erscheint, kann wohl nur zum Anhängen des Schildes gedient haben.

Das wichtigste Stück der Ritterrüstung ist die Kopfbedeckung, der Helm. So wie sie uns in den Abbildungen 1, 2 und 4 entgegentritt, haben wir es mit der Beckenhaube, dem Eisenhuot, zu tun. Da die Beckenhaube auf Abbildung 2 mehr von der Seite erscheint, so erkennt man, daß sie weit in den Nacken herabreichte; an ihr ist,

wie oben schon gesagt, der Halschutz angehängt. Über diese Beckenhaube wird der Topfhelm, auf dem Kuno v. F. Haupt ruht, übergestülpt, und der Ritter hat dann etwa so ausgesehen, wie es die Abbildung 5 veranschaulicht. Auch zeigt uns dieses Bild sehr schön die auf dem Topfhelm auf sitzende Helmzier.

Die Ausrüstung des Ritters Kuno v. F. ist durch die Umschrift genau datiert. Sie ist die, wie sie um die Mitte des 14. Jahrhunderts in vielfachen Varianten getragen wurde. Auch Berthold V. trägt im wesentlichen die gleiche Ausrüstung, und die Figur kann daher kaum vor der Mitte des 14. Jahrhunderts entstanden sein; und dies stimmt auch mit der seitherigen Anschauung, daß die Grabfigur Bertholds V., der im Jahre 1218 starb, erst etwa 150 Jahre später gemeißelt wurde. Aber all diese Fragen gehören nicht in den Rahmen dieser Betrachtung, es kam hier nur darauf an, den Leser mit dem schönen Denkmal in der Kirche in Kirchzarten näher bekannt zu machen und es an der Hand einer besseren Abbildung zu würdigen als dies in der „Kunsttopographie Badens“ geschehen ist.

In heraldischer Hinsicht kann die Grabplatte des Kuno v. F. auch als authentische Quelle gelten. Das Schild des Ritters ziert das Familienwappen derer von Falkenstein, die im Höllental auf schroffer Felswand eine Burg (Alt-Falkenstein, 1388 oder 1390 zerstört) besaßen, dann eine solche weiter westwärts (Neu-Falkenstein, deren Rest heute noch als „Bubenstein“ bekannt ist) und weitere am Falkenbühl beim Eingang ins Wittental an der Eschbach, bei Birkenreute südlich des Giersberges und bei Dachswangen unweit von Umkirch ihr eigen nannten. Das Wappen an der Skulptur zeigt zwei Querbogen, auf deren unterem auf einem Dreieck ein auf fliegender Falke steht. Das zugehörige Wappenkleinod findet sich als Helmzier an dem Topfhelm, auf dem das Haupt des Kuno v. F. ruht; es besteht aus zwei abgekehrten Zahnhälften mit Kämmen. Was nun die Farben oder Tinkturen des Wappens betrifft, so gibt unsere Grabplatte keinen sicheren Aufschluß, indem die heutige Bemalung nicht die ursprüngliche ist. Wir müssen daher eine andere Quelle zu Rate ziehen und greifen dabei am besten zu der Züricher

Wappenrolle, die etwa zu gleicher Zeit wie unsere Skulptur entstanden ist. Nach diesem Wappenbuche sind die Farben des Falkenstein'schen Wappens: Schild — gold, Querbogen — rot, Falke — blau, Zahnhälse — schwarz, Zahnkämme — weiß. Auffallend ist, daß in der Züricher Wappenrolle aber der Dreieck, auf dem der Falke in Kirchzarten steht, völlig fehlt, und es stehen somit die beiden gleichzeitigen Dokumente (Skulptur und Wappenbuch) einander widersprechend gegenüber. Der Dreieck wird übrigens nach dem Oberbadi'schen Geschlechterbuche als „grün“ angegeben. Hinsichtlich der Farben kann man auch noch ein anderes und zwar das aus dem Jahre 1483 stammende Wappenbuch von Konrad Grünenberg

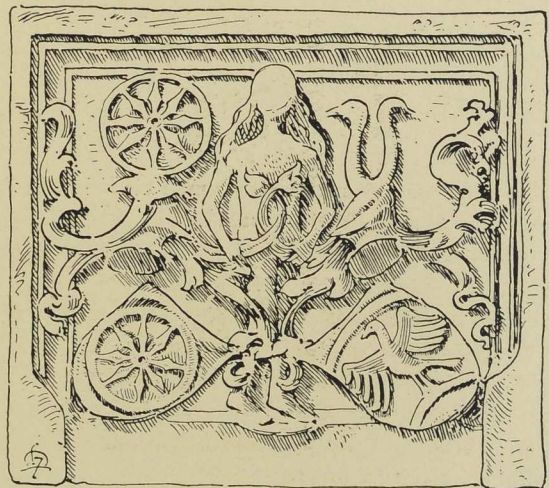


Abb. 7. Wappenskulptur am Treppenturme des ehemaligen St. Blasianer Probsteigebäudes in Krozingen.
(Roter Sandstein, stark verwittert; Größe: ca. 100/120 cm.)

nachsehen, man findet darin den Dreieck rot und von den Zahnhälften den einen rot und den anderen weiß, beide aber mit weißen Zahnkämmen.

Neben dem Falkenstein'schen Wappen mit dem Kleinode der Zahnhälse⁵⁾, welches die Familie derer von Falkenstein von Neu- und Alt-Falkenstein und vom Falkenbühl führte, kommt auch noch das Falkenstein'sche Wappen mit dem Kleinode eines das Wappenbild wiederholenden auf fliegenden blauen Falken vor; und ein solches Wappen führen die Falkenstein von Bickenrütty, also der andere Zweig der Familie.

Das Falkenstein'sche Wappen aber ohne Wappenkleinod findet man unter anderem auch auf einem der aus dem Kloster Adelhausen stammen-

den, etwa ums Jahr 1330 entstandenen Bilderteppiche, den H. Schweitzer im 31. Jahrlauf des „Schau-in's-Land“ veröffentlicht hat. Die Vermutung, daß die Frau des Kuno v. F. oder die Tochter, die im Kloster in Günterstal lebte, den fraglichen Bilderteppich gestickt oder gestiftet haben könnte, findet leider keine heraldische Stütze, weil dem Wappen auf dem Teppich das Wappenkleinod fehlt, und man also auch an ein Mitglied der Familie von Bickenrütty denken muß.

In der Geschichte des Breisgaves und des Schwarzwaldes begegnet man noch anderen Geschlechtern von Falkenstein, sie führen aber

andere Wappen und brauchen hier nicht aufgeführt zu werden. Daß aber trotzdem das aus dem Buchsgau ⁵⁾ stammende und in der Geschichte von Ebringen vorkommende Geschlecht noch genannt wird, geschieht deshalb, um den Leser auch hier wieder auf die in der Kirche in Ebringen befindlichen Grabplatten mit ihren in Hochrelief herausgearbeiteten Ritterfiguren aufmerksam zu machen. Im Gegensatz zur Kirchzartener Grabplatte zeigen diese die spätere Rittertracht, und zwar den ausgebildeten Plattenharnisch des 16. Jahrhunderts.

Fritz Ziegler.



Anmerkungen.

1) Über diese Frage vergleiche man die folgenden Aufsätze in den Freiburger Münsterblättern: „Das Grabdenkmal Bertholds V. von Jähringen im Münster“ von Kunstmaler Karl Schuster, 1910, 6. Jahrgang. — „Grab und Grabdenkmal Bertholds V. von Jähringen im Münster“, von Dr. Herm. Flamm, 1911, 7. Jahrgang.

2) Diese Mitteilung verdanke ich meinem Freunde, Herrn Professor Geiges, der mich bei dieser Arbeit mit seinem sachkundigen Räte in liebenswürdigster Weise zu unterstützen die Güte hatte.

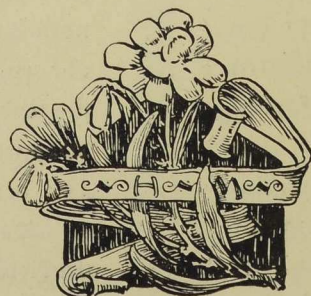
3) Nach der Urkunde — Freiburger Münsterblätter 1908, 4. Jahrlauf, S. 36 f., Reg. 126 — ist Ritter Kuno von Falkenstein vor dem Altar beigelegt worden.

4) Die Abbildungen 4 und 5 sind dem Werke: „Rekonstruktionen der Gimbel'schen Waffensammlung“, Verlag von Mittler & Sohn in Berlin, entnommen.

5) Das Wappenbild derer von Falkenstein, die als Helmzier die Hähnenhälse trugen, findet man auch auf einem alten in der Kunsttopographie Badens nicht erwähnten Sandsteinrelief, das am Treppenturme des ehemaligen St. Blasianischen Probsteigebäudes in Krozingen

eingemauert ist. Wie aus Abbildung 7 ersichtlich, steht das Wappen dem der Familie von Krozingen gegenüber, und aus den Urkunden ist bekannt, daß ein Neffe des Kuno v. Falkenstein mit Anna von Krozingen († 1428) verheiratet war. Ein weiterer ebenfalls nicht inventarisierte Falkenstein'scher Wappenstein befindet sich nach Mitteilung von Prof. Geiges am Schulhause in Landeck.

6) Das Wappenbild dieser Familie ist rot-silber-schwarz geteilt, und als Kleinod gehört dazu ein am Rücken mit Federn besetzter Schwanenhals (vergl. „Schau-in's-Land“ Jahrlauf 38, Seite 62/63). Bei diesem Hinweis mag dann auch zur Richtigstellung nachgetragen werden, daß dort das auf Seite 63 oben rechts abgebildete Wappen mit dem gehörnten Steinbock und mit dem wachsenden Steinbock als Helmzier nicht das der Familie von Thierstein, sondern das derer von Hohenems ist. Und umgekehrt sollte das auf Seite 62 als von Hohenems bezeichnete Wappen auf Seite 63 stehen, denn jenes ist das Wappen derer von Thierstein. Aus Versehen sind damals beide Zeichnungen vertauscht worden.



Spätgotische Steinmetzwerke in Freiburg i. Br.

Von Architekt C. A. Meckel.

Die Werke spätgotischer Steinmetzkunst, die hier besprochen werden sollen, gehören dem neben dem Kaufhaus wertvollsten mittelalterlichen Profanbau der Stadt Freiburg, dem Haus zum Walfisch an. Jedem Besucher der alten Stadt, der sich in ihre Schönheiten vertieft, wird der prächtige Erker des Hauses über dem reich gegliederten Portale gegenüber der schlichten alten Martinskirche in die Augen fallen, und er wird, hierdurch angeregt, auch die übrigen Schönheiten und die Geschichte des Bauwerkes kennen lernen wollen.

Wir stehen da an historischer Stätte. Im Kloster der Barfüßer neben der Martinskirche soll Berthold Schwarz im Jahre 1353 das Pulver erfunden haben, und das Haus zum Walfisch selbst ließ sich Kaiser Max, der letzte Ritter, durch seinen Schatzmeister Jakob Villingen von Schönenberg „pro senectutis suae nido“ erbauen. Neben an standen die Collegia pacis und gallicum der Universität, und dort wurden bei dem Neubau der städtischen Sparkasse, welcher jetzt auch das Haus zum Walfisch gehört, die Reste eines romanischen Giebelhauses, des ältesten Profanbaues der Stadt, gefunden, über welche ich im Jahrgang 1910, Nr. 4, der Denkmalpflege berichtet habe.

Die hohe Bestimmung des Hauses zum Walfisch als Wohnsitz für den Kaiser läßt seine reiche Ausstattung begreiflich erscheinen; und nur dem Umstande, daß Maximilian I. 1519, also kurze Zeit nach dem im Jahre 1516 erfolgten Baubeginn starb, hat man es wohl zuzuschreiben, daß diese reiche Ausstattung auf die Steinmetzwerke beschränkt blieb und nicht ihre Fortsetzung im Ausbau mit Tafelwerk, Kaminen, Öfen und Malereien fand. Zwar finden sich einige bemerkenswerte Balkendecken und Tragpfosten im Hause vor, aber im übrigen hat man den Innenbau nach des Kaisers Tode in schlichter Weise vollendet. Nur Reste eines Steinkamines wurden bei den Herstellungsarbeiten gefunden und wiederverwendet.

Um noch kurz auf die weitere Geschichte des Hauses einzugehen, sei erwähnt, daß dort im Jahre

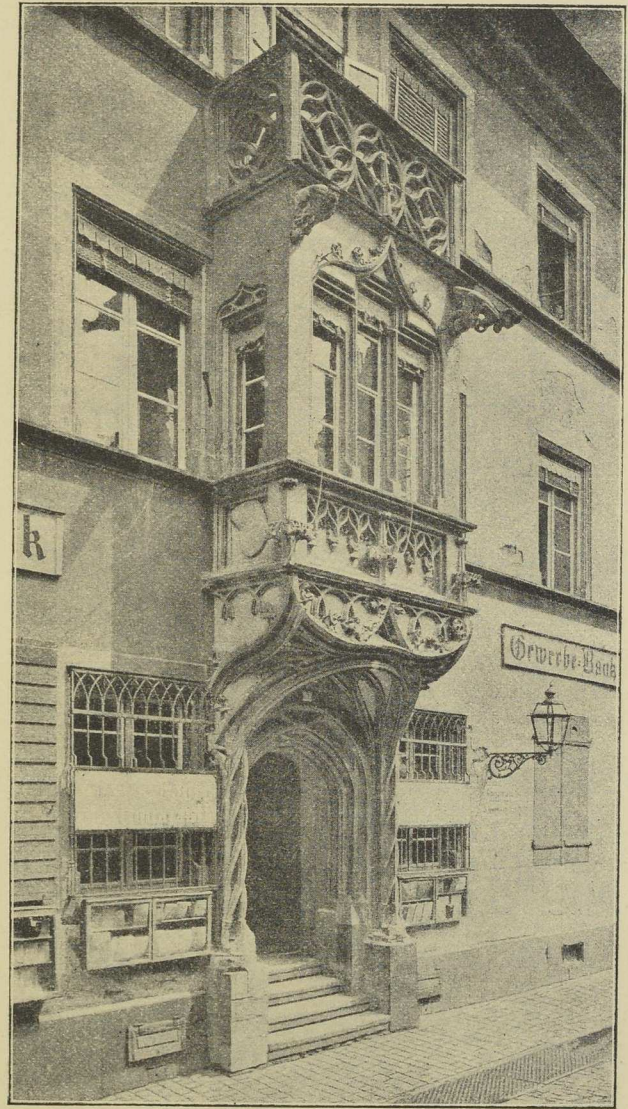


Abb. I. Erker am Hause zum Walfisch.
Aufnahme aus dem Jahre 1890.

1529 der gelehrte Erasmus von Rotterdam nach seinem Wegzug aus Basel Wohnung nahm und daß es später das Hoflager Kaiser Ferdinands I. bei dessen Freiburger Aufenthalt 1562 auf 1563 beherbergte. Im Jahre 1565 kaufte der Magdeburger Domprobst Bocklin von Bocklinsau das Anwesen, der es seinem Schwiegersohn, dem kaiserlichen Feldoberst Lazarus von Schwendi, Freiherrn von Hohenlandenberg, vererbte. Das Haus verblieb alsdann der Familie Schwendi bis zu deren Aussterben. 1775 finden wir es im Besitze des Grafen Hannibal von Schauenburg, nach welchem es dessen Schwiegersohn Freiherr Franz Anton von Falkenstein besaß. Nach mehrfachem Besitzwechsel im 19. Jahrhundert ging es dann schließlich 1905 in das Eigentum der Stadt Frei-



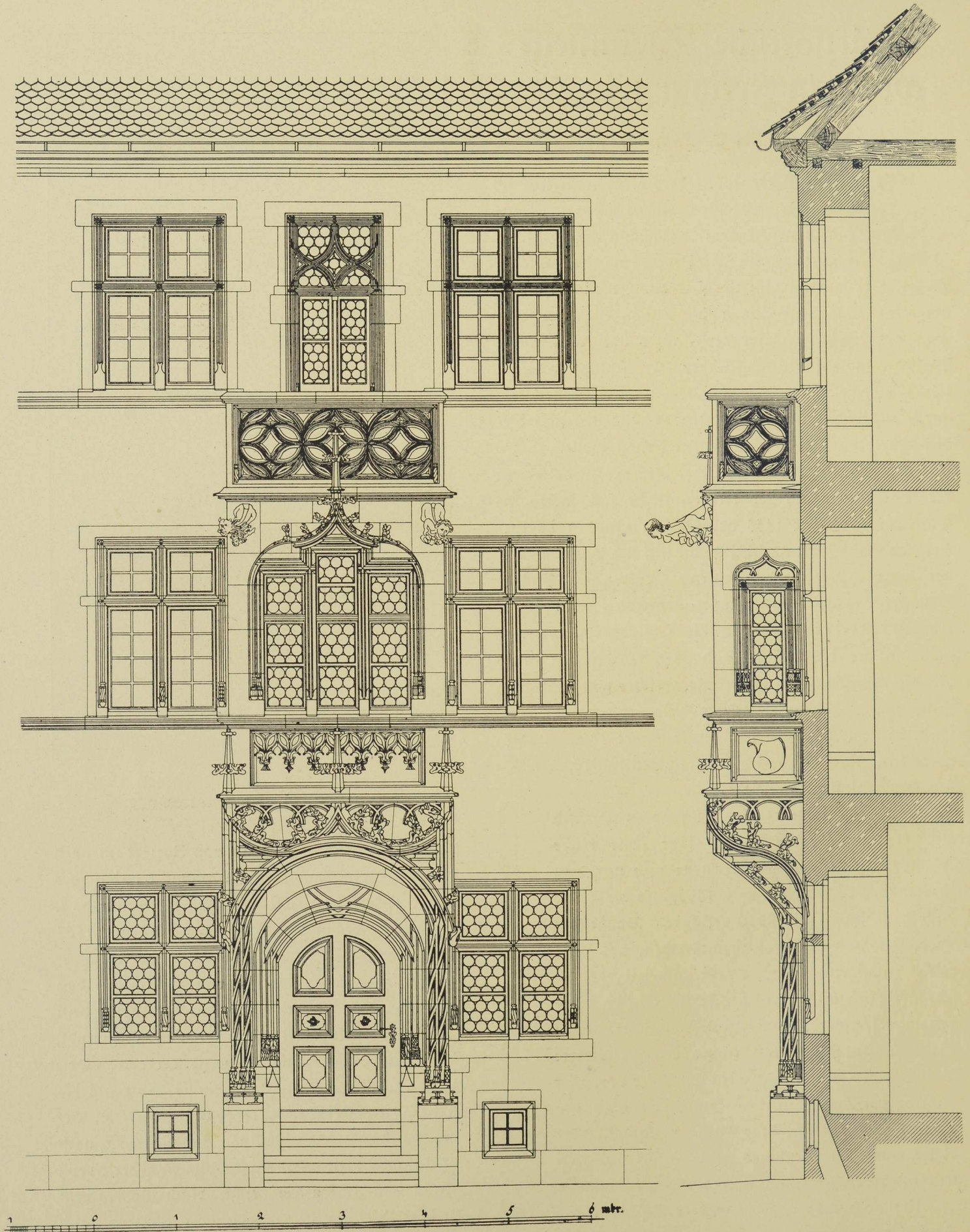


Abb. 2. Ansicht und Seitenansicht deserkers.

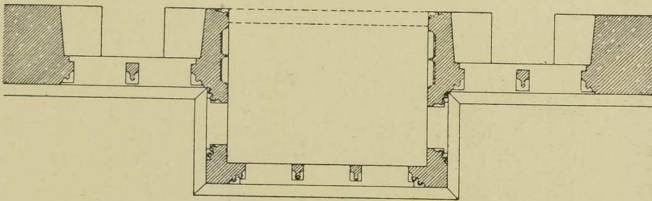
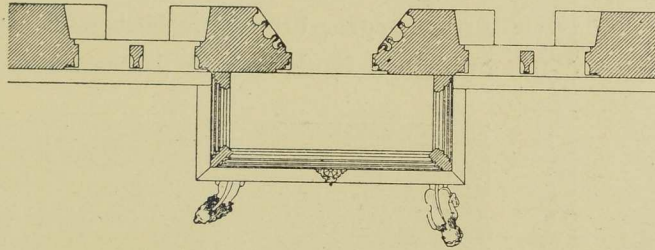
burg über, die es erwarb, um das wertvolle Bauwerk privater Ausnutzung und möglicher Verstümmelung zu entziehen.



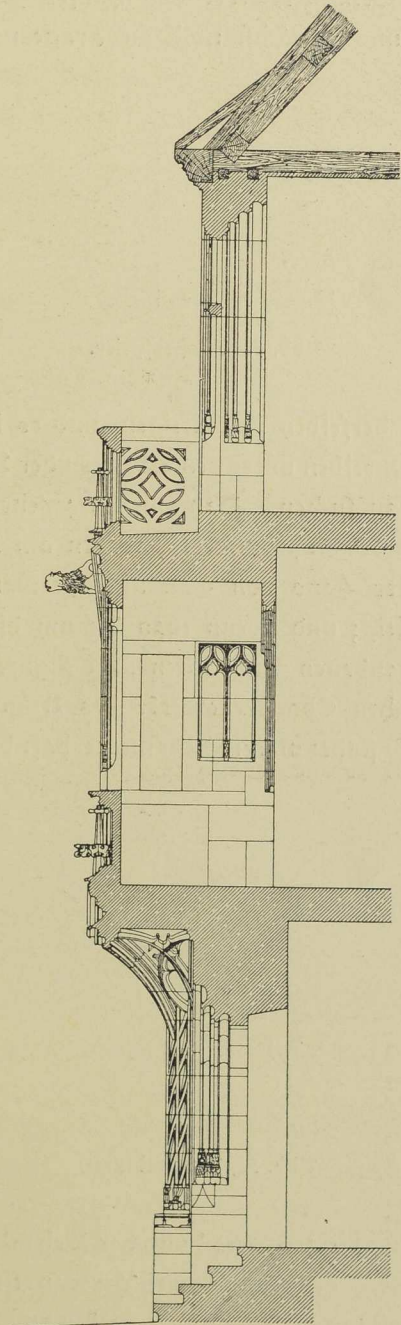
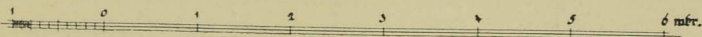
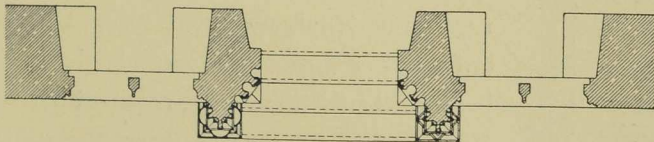
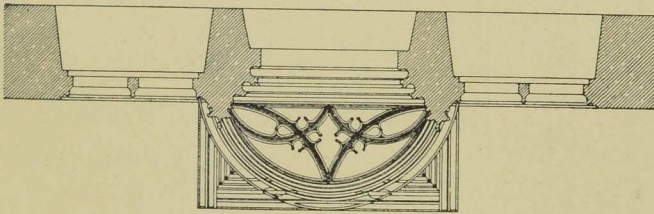
Als einige Jahre darauf für die Zwecke der städtischen Sparkasse neue Geschäftsräume beschafft werden mußten, wurde das Haus zum Walfisch

Haus „zum Walfisch“ Franziskanerstraße 1.

Blatt 2.



Grundriß und Schnitt des Erkers.



Freiburg im Breisgau im Januar 1912.

Handwritten signature

Abb. 3. Grundrisse und Schnitt des Erkers.

nebst dem angrenzenden Gebäudekomplex der Sparkasse käuflich abgetreten, das alte Haus, dem im Laufe der Zeit durch allerhand Umbauten übel mitgespielt worden war, wiederhergestellt und auf den umgebenden Grundstücken die Neubauten der Sparkasse aufgeführt.

Wenn wir uns nun der Betrachtung der einzelnen Steinmetzwerke des Hauses zuwenden, so wird uns zunächst noch die Frage nach dem

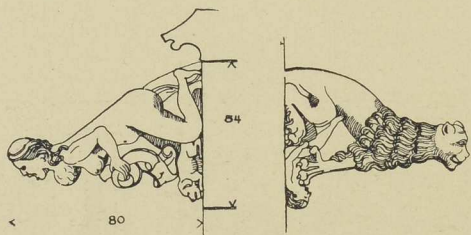


Abb. 4. Wasserspeier.

Schöpfer derselben beschäftigen, und es ist nahe liegend, denselben unter den Meistern der Münsterbauhütte zu suchen. Damals, im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, waren am Münster die Meister Hans von Hall und Hermann Neuhäuser tätig; und wenn man die um die gleiche Zeit entstandenen Aufbauten und Figurennischen der südlichen Chorstrebenwerke des Münsters betrachtet, so findet man in dem meisterhaft beherrsch-

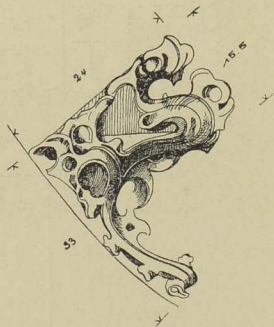


Abb. 5. Kantenblume.

ten mustergültigen Detail und der Behandlung des Ornamentes derselben soviel Verwandtschaft und Ähnlichkeit mit den Steinmetzwerken an dem Hause zum Walfisch, daß die genannten Meister wohl mit Recht auch für die Urheber dieser letzteren gelten können. Sogar das Material dieser Arbeiten am Münster ist das gleiche wie beim Hause zum Walfisch; während alle übrigen Werkstücke des Münsters in dem roten Sandstein der Tennen-

bacher Brüche ausgeführt sind, stammt der gelbe Stein der reichen Chorstrebenwerke aus den Brüchen des Freiburg benachbarten Pfaffenweiler. Diese Brüche wurden nur wenig und selten benützt, während man den Tennenbacher Stein überall in der Stadt antrifft. Die Meister Hans von Hall und Hermann Neuhäuser hatten scheinbar eine Vorliebe für das Pfaffenweiler Material, da es sich scharf und tief profilieren läßt, nicht aber der Farbe wegen, denn diese blieb nach alter Übung durch den Anstrich nicht sichtbar.



Abb. 6. Portal des Erdgeschosses.

Der Erker (Abb. 1 und 2) erhebt sich über reich profilierter und mit geschweiftem Rippenwerk verzierter Auskrugung, die im Bogen aus den links und rechts das Portal begleitenden Säulen herauswächst. Wimperge krönen diesen fragenden Bogen und leiten mit ihren Kreuzblumen zur maßwerkgeschmückten Erkerbrüstung über. Fein profilierte, ebenfalls wimpergbekrönte Fenster schmücken das eigentliche Erkergefaß, das auch im Inneren sich durch reiche Blendnischen und Profilierungen auszeichnet. Leider ist das früher die Decke bildende Gewölbe veränderter Geschmacks-

richtung späterer Zeiten zum Opfer gefallen. Nur die allgemeine Strichbogenform ist noch vorhanden, das Rippenwerk aber ist so gründlich abgeschlagen, daß sein ehemaliges Vorhandensein sich nur noch vermuten läßt. Eine wundervoll zierlich profilierte Maßwerkbrüstung bildet den oberen Abschluß des Erkers und umgibt den Balkon, den man durch eine schön gegliederte Tür betritt. Zur Ableitung des Wassers von demselben dienen zwei Speier (Abb. 4), deren einer die Tugend durch den Löwen, der andere das Laster durch die „Frau Welt“ symbolisiert. Letztere hält ein Schriftband mit der Jahreszahl 1516. Verhältnismäßig gut, bis auf die Verstümmelung seines Gewölbes, hat der Erker die Jahrhunderte überdauert; er ist wohl immer als hervorragendes Kunstwerk in Ehren und Ansehen gehalten worden. Nur die Kreuzblumen auf den Wimpergen waren, wahrscheinlich im 18. Jahrhundert, einmal mit schlechtem Ornament erneuert worden, sonst war bis auf die durch Verwitterung entstandenen Schäden alles so ziemlich unversehrt erhalten (vergleiche die Abbildungen I bis 5).

Die Herstellungsarbeiten konnten sich daher erfreulicherweise auf das sorgfältige Auswechseln einiger allzu schadhafter Stücke und das Erneuern der Kreuzblumen nach dem Muster der zum größten Teil noch vorhandenen Kantenblumen beschränken. Das Maßwerk der Balkontüre ließ sich nach den im Sturz und den Gewänden stehengebliebenen Resten leicht ergänzen.

Übler wie dem Erker hatten die Zeiläufe und die Besitzerwechsel dem übrigen Hause mitgespielt. Es würde aus dem Rahmen dieser Veröffentlichung herausfallen, wollte ich auf dessen gesamte Wiederherstellung genauer eingehen. Hier sei nur das erwähnt, was zum Verständnis der Besprechung der übrigen Steinmeyerwerke erforderlich ist. Die Raumeinteilung war eine sehr einfache; in allen Stockwerken lagen in der Mitte durch die ganze Haustiefe hindurchreichende Hallen, an die sich links und rechts je zwei Gänge anschlossen. Diese Hallen, von denen im 18. Jahrhundert auf der Straßenseite des Hauses im I. und II. Obergeschoß kleine Säle abgetrennt worden waren, wurden zu alter Zeit durch eine rückwärts vorgelagerte Wendeltreppe (eine sogenannte Schnecke) betreten,

und zu dieser Schnecke führten die hier veröffentlichten reichen Portale.

Ebenfalls im 18. Jahrhundert wurde der Treppenturm abgetragen und durch eine Holztreppe im Inneren der Hallen ersetzt. Hierbei hat man die Portale teilweise übel beschädigt. Da sie in die neuen Treppenläufe hineinragten, wurden die Gewände ausgespart, die Ornamente verstümmelt und gerade das schönste Portal im I. Obergeschoß kam bei diesem Zerstückwerk am schlechtesten weg.

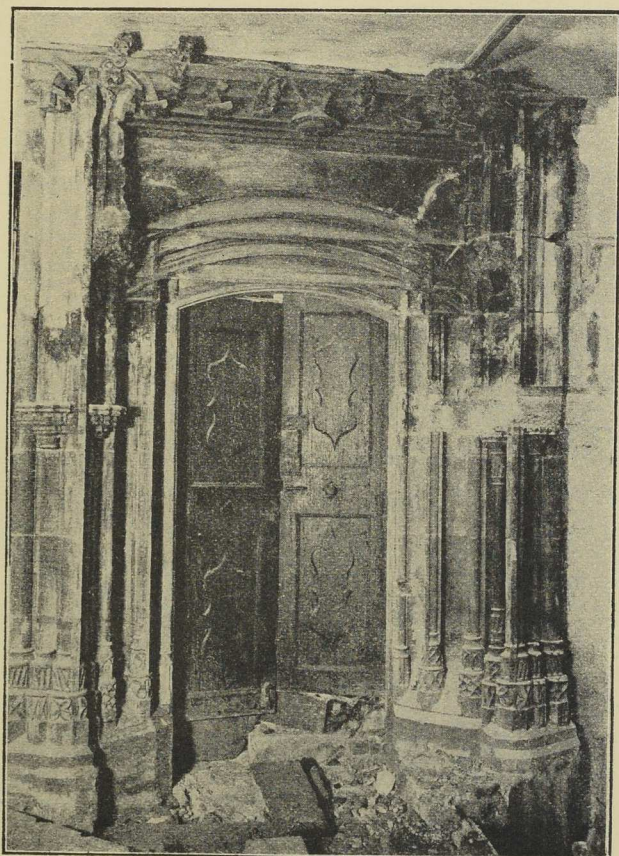


Abb. 7. Portal des I. Obergeschoßes.

Bei den Wiederherstellungsarbeiten, bei welchen auch aus praktischen Erwägungen heraus die im 18. Jahrhundert eingebaute Treppe wieder entfernt werden mußte, wurde der ehemals vorhanden gewesene Treppenturm, dessen Reste und Anschlüsse an das Mauerwerk sich noch vorfanden, neu aufgeführt. Eine Bauinschrift nebst Jahreszahl auf demselben gibt hiervon Kunde. Die Portale dienen also nunmehr wieder ihrem alten Zweck, während die Holztreppe aus dem 18. Jahrhundert, die zwar handwerksmäßig ausgeführt, aber immerhin der Er-

haltung wert war, in einem anderen Gebäudeteil Wiederverwendung fand.

Von dem Zustand der Portale des Erd- und I. Obergeschosses vor der Herstellung geben die Abbildungen 6 und 7 Aufschluß. Das kleinere

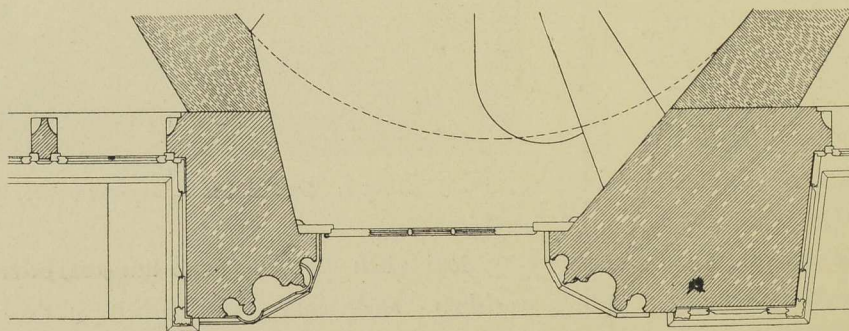
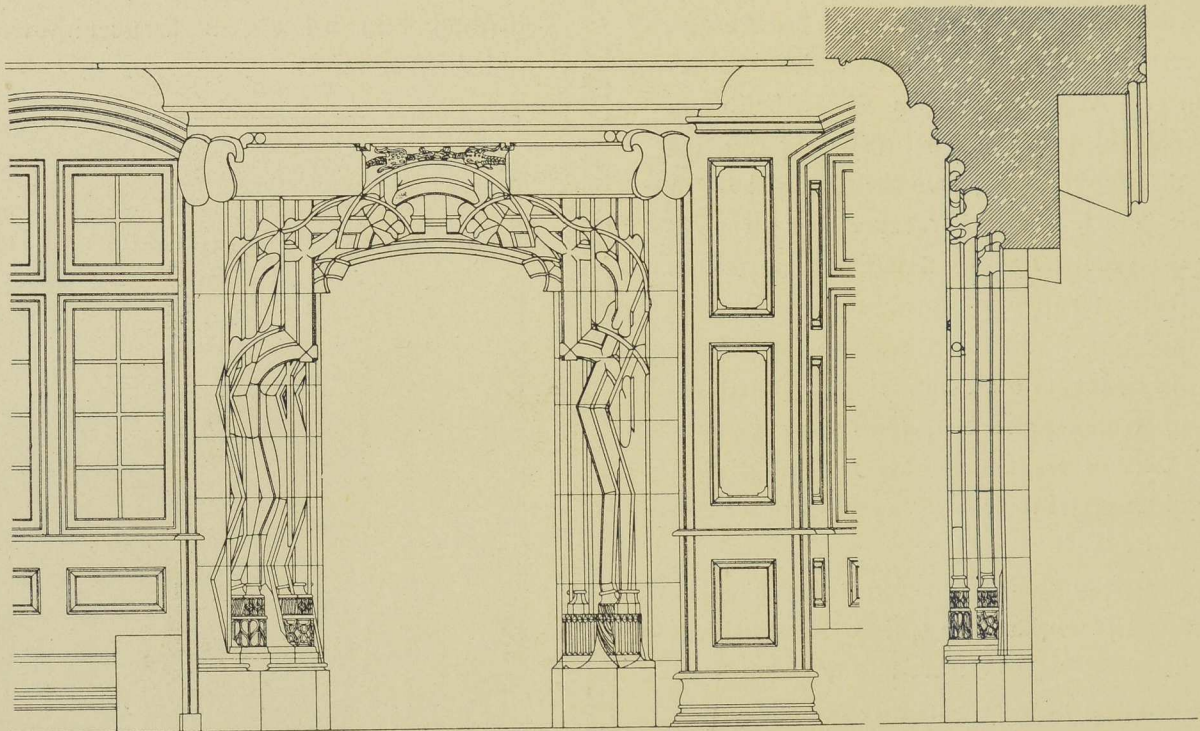


Einsetzen größerer Vierungsstücke und das Ergänzen schadhafter Teile beschränken. Die Wiederherstellung des Ornamentes auf dem Sturz unterblieb, da dafür zu wenig Anhaltspunkte sich vorfanden. Es sind nur noch die Ornamentendigungen

Haus zum Walfisch, Franziskanerstraße.

Portal im Erdgesch.

Blatt 3.



Freiburg im Breisgau im Januar 1912.

Samuel

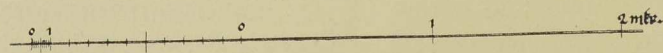


Abb. 8. Portal des Erdgeschosses nach der Wiederherstellung.

Portal im II. Obergeschoß (Abb. 10) war verhältnismäßig gut und fast ohne Verstümmelung bei den Umbauten des 18. Jahrhunderts davongekommen. Auch bei dem Portal des Erdgeschosses konnten sich die Erneuerungsarbeiten auf das



in Gestalt zweier Drachenfigürchen über der Sturzmittle vorhanden. Dieses Portal des Erdgeschosses vermag in seiner Architektur von den Steinmetzwerken des Hauses den heutigen Beschauer am wenigsten zu befriedigen. Zwar ist die Profilierung

an sich kraftvoll und energisch, ihre Wirkung wird aber beeinträchtigt durch die geknickte

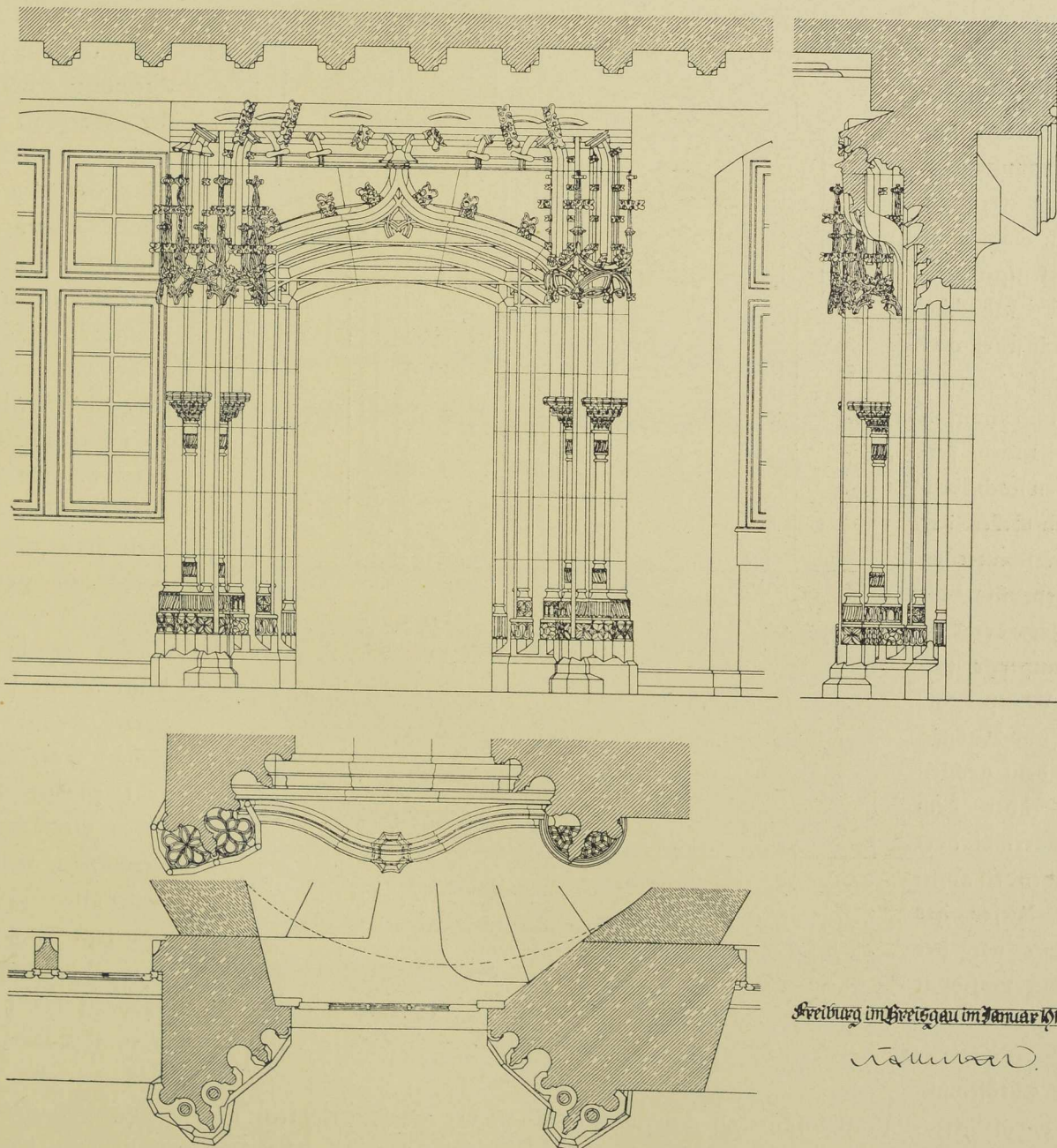


dieses Portal eine beachtenswerte Steinmetzleistung (Abb. 8).

Haus zum Walfisch Franziskanerstraße 1.

Portal im I. Obergesch.

Blatt 4.



Freiburg im Breisgau im Januar 1912.

Sammler.

Abb. 9. Portal des I. Obergeschosses nach der Wiederherstellung.

Führung des Stabwerkes, die an die alten Portale in dem Posthofe zu Basel anklängt, wie auch durch die, scheinbar regellosen, Profilverschnidungen des Sturzes. Immerhin ist auch



Von großer Schönheit ist das Portal in der Halle des I. Obergeschosses (Abb. 9). Leider hatte es, wie erwähnt, am meisten gelitten. Durch den Treppeneinbau waren namentlich die rechtsseitigen

Gewände ausgespitzt, die Baldachine und Konsolen der Figurennischen abgeschlagen und der vorfragende Wimpergbogen über dem Sturz war entfernt worden. Durch sorgfältige Aufnahmen der Reste dieser Teile gelang es, an eigens her-

gestellten Abgüssen die Rekonstruktionen vorzunehmen. Es waren genügend Reste und Anhaltspunkte stehen geblieben, um die Austragungen der Baldachine fertigen zu können. So war an dem linksseitigen Gewände ein Baldachin, wenn auch stark verstümmelt, so doch im großen und ganzen noch vorhanden, ferner standen noch überall in den Ecken der stark hinterschnittenen Gewändeprofile die Profilansätze der Baldachinwimperge, ferner der Wimpergornamente und Knäufe. Auch in dem großen Gesimse über dem Portal waren die dort einschneidenden abgobogenen Riesen der Baldachine von der Zerstörung verschont geblieben. Die Form des großen Wimperges über der Türöffnung

konnte durch dessen Profilansätze an den Gewänden, sowie durch seine ebenfalls in das erwähnte Sturzgesims einschneidenden Kreuzblumenknäufe festgestellt werden. Die unteren Gewändepartien waren besser erhalten. Hier fehlten nur einige Säulchen unter den Figuren-

konsolen. Außerdem hatte man allerhand Getier, das früher die großen Sockelschrägen nach Laune des Meisters belebte, abgeschlagen bis auf ein Mäuslein auf dem rechten Gewändesockel. Die Ausführung der Ergänzungsteile geschah genau

in der Bearbeitungsweise der Alten mit dem Stelzeisen durch eigens geschulte Steinmetzen mit großer Sorgfalt und Liebe. An den ergänzten Teilen wurden Jahreszahlen angebracht.

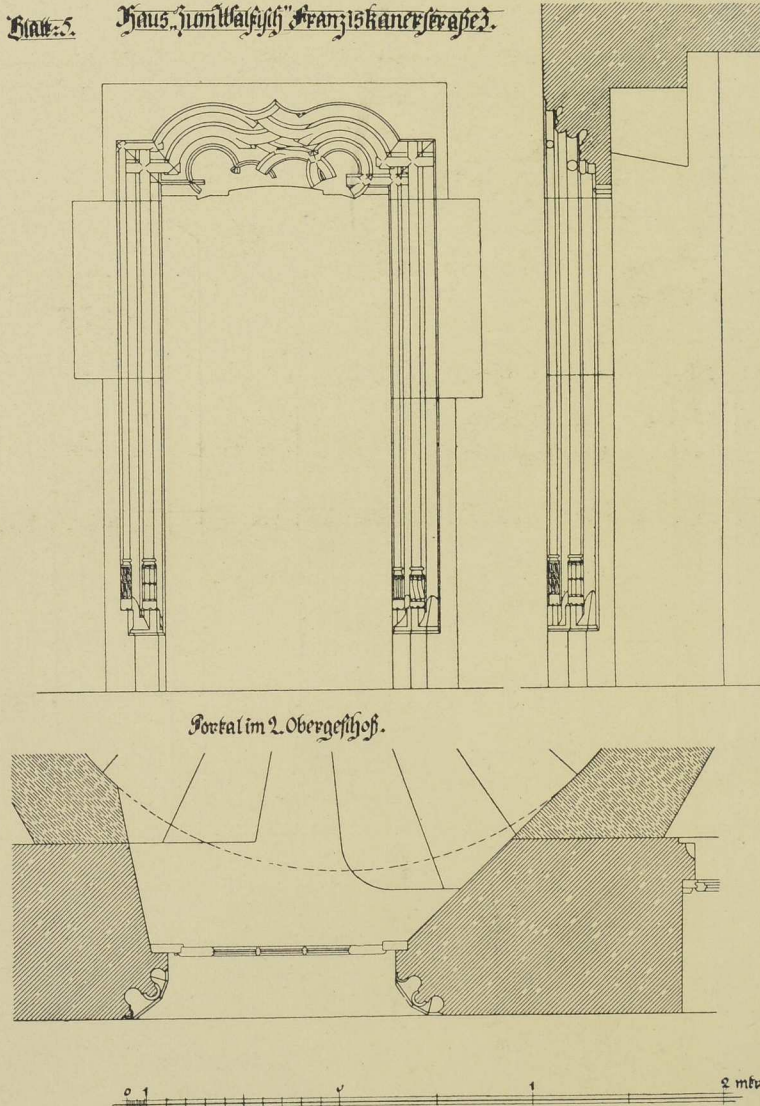
Von der Anbringung von Figuren in den Nischen nahm man Abstand, da dafür keine Anhalte sich ergaben. Es bleibt auch fraglich, ob jemals Figurenschmuck vorhanden gewesen ist.

So erhebt sich heute dieses Prachtportal, das einst bestimmt war, den Zutritt zu den kaiserlichen Gemächern zu vermitteln, wieder in seiner alten Schönheit und legt Zeugnis ab von dem tüchtigen Können seines Meisters, aber auch davon, daß die alte Kunst

der Steinmetzhütten noch heutigen Tages nicht gestorben ist. Die Wiederherstellung war nur möglich durch den Umstand, daß „Zirkels Kunst und Gerechtigkeit“ im Sinne der Alten noch geübt und verstanden wird.

Freiburg im Breisgau, im Dezember 1918.

Fig. 5. Haus „Hornblaskisch“ Franziskanerstraße.



Freiburg im Breisgau im Januar 1918.

Abbildung 10.



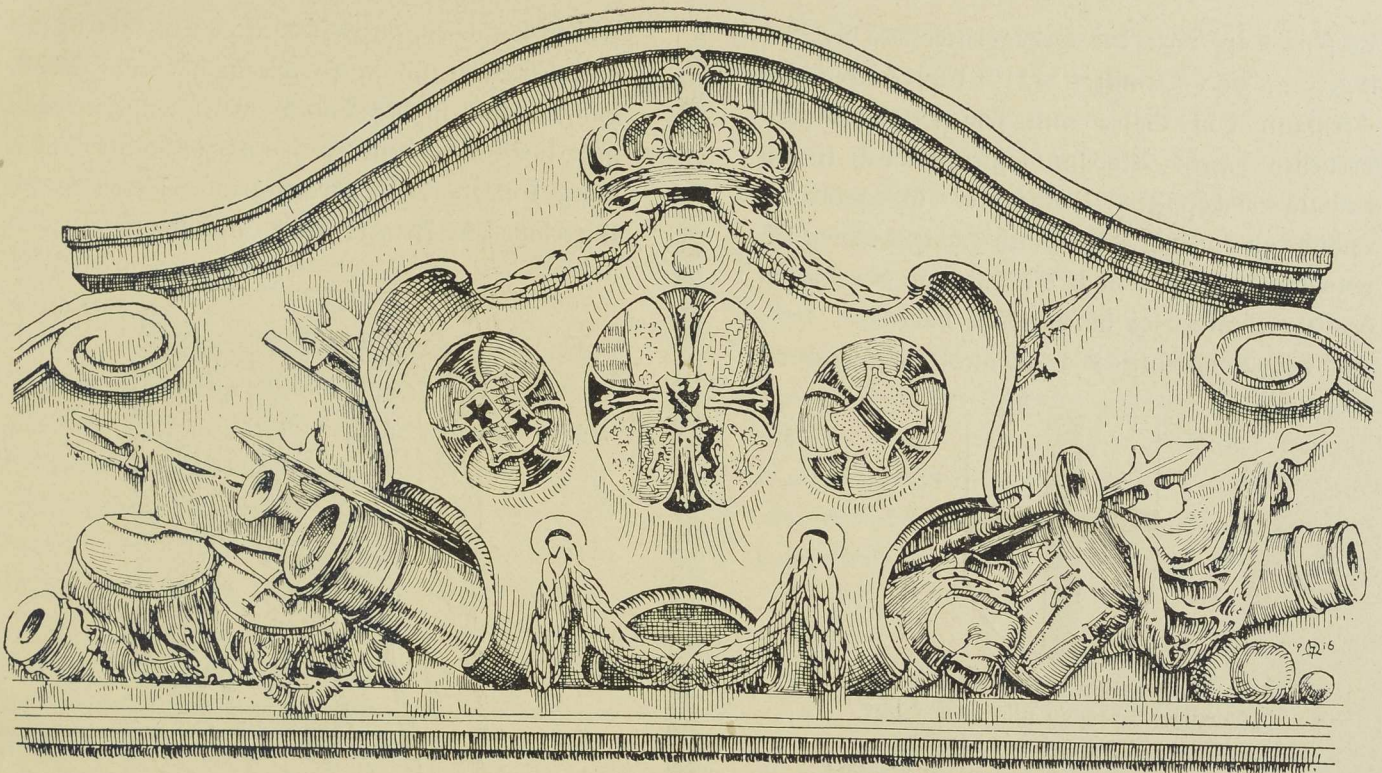


Abb. 1. Mittelbaubekrönung des Freiburger Deutschordenshauses, Salzstraße 32.

Die Wappen im Giebelfelde des ehemaligen Deutschordenshauses in Freiburg i. Br.

In dem Buche „Freiburg im Breisgau, die Stadt und ihre Bauten, Freiburg i. Br. 1898“ ist auch das ehemalige Deutschordenshaus, Salzstraße 32 (heutiges Hauptsteueramt), behandelt und dabei bemerkt: „Das Giebelfeld des Mittelbaues zeigt das Wappen der Deutschherren in Stein ausgehauen.“ Da das Giebelfeld aber, wie beifolgende Abbildung I zeigt, drei verschiedene Wappen aufweist, so ist es angebracht, sich einmal eingehender mit der Sache zu beschäftigen und eine genaue Deutung für die einzelnen Wappenbilder zu geben.

Über die Organisation des deutschen Ritterordens muß vorausgeschickt werden, daß das Oberhaupt des ganzen Ordens der Hochmeister war. Als unter dem 4. Hochmeister Hermann von Salza (1210—1239) der Besitz des Ordens im Morgen- und Abendlande gewaltig zugenommen hatte, wurde für die Besitzungen in Deutschland dem Hochmeister ein „Deutschmeister“ unterstellt, der sich Gebieter oder Meister des Ordens in deutschen

OBERMEISTER

Landen nannte. Zu den deutschen Landen gehörten 12 Balleien, die von 12 Landkomturen verwaltet wurden. Von den 12 Balleien blieben freilich die von Elsaß und Burgund, Koblenz und Bogen unmittelbar dem Hochmeister unterstellt, während die Balleien Thüringen, Österreich, Hessen, Franken, Utrecht, Alten-Biesen, Lothringen, Sachsen und Westfalen aber vom Deutschmeister geleitet wurden. Zu einer Ballei endlich waren die einzelnen Ordensniederlassungen mit ihren Komturen vereinigt. Das Freiburger Ordenshaus gehörte zur Ballei „Elsaß und Burgund“, und Beuggen war der Sitz des Landkomturs für diesen Bezirk.

Das Wappen des deutschen Ritterordens ist ein schwarzes Kreuz in silbernem Felde (Abb. 2). Dieses erfuhr aber nach H. G. Ströhl im Laufe der Zeit verschiedene Bereicherungen, indem es mit dem goldenen Krückenkreuz von Jerusalem belegt wurde, und zwar als Auszeichnung, die der König Johann von Jerusalem für die be-

wiesene Tapferkeit der Ordensritter bei der Belagerung von Damiette (1219) dem Hochmeister Hermann von Salza und seinen Nachfolgern verliehen hatte. Alsdann legte Friedrich II. den damals einköpfigen Reichsadler in goldenem Schildchen auf das Kreuz, und König Ludwig IX. von Frankreich soll noch die Lilien an den Enden des Krückenkreuzes hinzugefügt haben.

Die Abbildung 3 zeigt uns das bereicherte

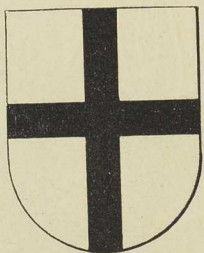


Abb. 2. Wappen des deutschen Ritterordens⁴⁾
„schwarzes Kreuz in silbernem Felde“.

Ordenskreuz, das die späteren Hochmeister zu führen pflegten und das uns am Siebelfelde des Freiburger Ordenshauses in der Salzstraße beim mittleren Wappen oder auch bei dem Wappen des Hochmeisters Joh. Lust. von Westernach auf Abbildung 5 freilich mit abweichenden Einzelheiten entgegentritt. Das Wappen des deutschen Ordens — schwarzes Kreuz in silbernem Felde — dagegen finden wir beispielsweise unten an der

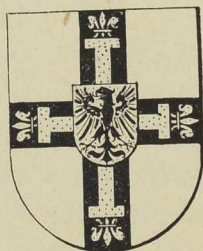


Abb. 3. Das bereicherte Deutschordenskreuz, wie es die Hochmeister in ihrem Wappen führten⁴⁾.

Grabplatte des Landgrafen von Thüringen (Abb. 4), wo es neben dem persönlichen Wappen des Landgrafen steht, oder auf dem Wappen des Joh. Lust. von Westernach (Abb. 5), wo das Wappenbild Feld 1 und 4 einnimmt.

Von dem Wappenbilde verschieden ist das Ordenszeichen, das auf dem Mantel der alten Deutschordensherren als sehr dünnes, schlankes, schwarzes Kreuz einfachster Form erscheint (Abb. 4). Daneben kommt aber auch noch ein anderes Ordens-

zeichen vor — ein ausgeschweiftes Tarsenkreuz mit silberner Einfassung, so wie man es auf Abbildung 6 oder in den beiden ovalen Feldern rechts und links von dem großen Wappen der Abbildung 1 sieht. Diese Ordenszeichen bilden da die Unterlage für kleinere Wappenschilde.



Abb. 4. Grabstein des Landgrafen von Thüringen († 1241) in der Elisabethenkirche zu Marburg. Deutschherr in Ordenstracht; auf dem weißen Mantel links schwarzes Ordenskreuz.
(Wiederholt aus Jahrlauf 21.)

Während in der ältesten Zeit (12. Jahrhundert) der Schild allein das Wappen bildete, ist in der Blütezeit der Heraldik, dem 14. und 15. Jahrhundert, der Helm mit seiner Ausschmückung von wesentlicher Bedeutung geworden. Daraus, daß bei den Turnieren zur Prüfung der Ritterbürtigkeit und Turnierfähigkeit nicht nur der Schild,

sondern auch die Helmzier zur Schau getragen werden mußte, ersieht man, daß Wappen und Helmzier unzertrennliche Bestandteile des ritterlichen Erkennungszeichens geworden sind. In der Heraldik wurde die Helmzier zum Wappenkleinod, und mit dieser Übernahme ist auch die Zusammengehörigkeit mit dem Wappen zum heraldischen Grundsatz geworden.

Wenn wir hier also vom Wappen des deutschen Ritterordens reden, müssen wir auch das dazugehörige Wappenkleinod erwähnen. Am Siebelfelde des Deutschordenshauses in der Salzstraße fehlt jegliches Wappenkleinod, dagegen finden wir dasselbe an Wappendarstellungen aus den Jahren 1416, 1528 und 1534, wie sich solche an den Gebäuden des ehemaligen Sitzes des Landkomturs für Elsaß und Burgund in Beuggen vorfinden. Da diese Wappendarstellungen ein andermal im Zusammenhange besprochen werden sollen, und da zudem heute gute Abbildungen davon noch nicht zur Hand sind, so müssen wir uns hier schon mit einer Wappendarstellung aus Siebmachers Wappenbuch begnügen, auf dem das fragliche Wappenkleinod zu sehen ist.

In Abbildung 5 ist das Wappen des Joh. Lust. von Westernach wiedergegeben, und zwar wurde gerade dieses gewählt, weil daran die beiden in Verbindung mit dem Deutschordenswappen vorkommenden Kleinode zu sehen sind. Dieses Wappen ist mit dem bereicherten Ordenskreuze belegt, wie es die Hochmeister zu führen pflegten; es läßt dies erkennen, daß Herr von Westernach Hochmeister des Ordens war, und aus der Geschichte des Ordens erfährt man, daß er diese Würde von 1625—1627 bekleidete. Auf dem Helme in der Mitte zeigt sich auf einem roten Kissen mit goldenen Quasten ein sog. Schirmbrett¹⁾, welches das Wappenbild des Hochmeisters, „das bereicherte Hochmeisterkreuz“, wiederholt. Es ist dieses Schirmbrett also das Kleinod zum Hochmeisterwappenbild. Denkt man sich diese Zeichen der Hochmeisterwürde von dem Westernach'schen Wappen weggenommen, so bleibt ein Wappen übrig, wie es von den Komturen gewöhnlich geführt zu werden pflegte; und es zeigt ein solches im Felde 1 und 4 immer das Ordenswappenzeichen (schwarzes Kreuz in silbernem Felde), wäh-

rend in Feld 2 und 3 das persönliche Wappen des Komturs erscheint. In dem von Westernach'schen Familienwappen tritt uns ein gekrönter Wolf entgegen, und daß zu diesem das Kleinod mit dem sitzenden gekröntem Wolfe gehört, ist ohne weiteres klar. Es bleibt als Helmzier für das Ordenswappen in Feld 1 und 4 nur noch der doppelte Flug mit dem Wappenzeichen, dem schwarzen Kreuze, belegt übrig, und dieser Flug ist tatsächlich das Kleinod des Ordenswappens. Die Wappensulptur vom Jahre 1416 in Beuggen bestätigt dies, denn dort erscheint das Wappen des Ordens von dem des Komturs getrennt und hat den Doppelflug mit dem Kreuze belegt als Helmzier.

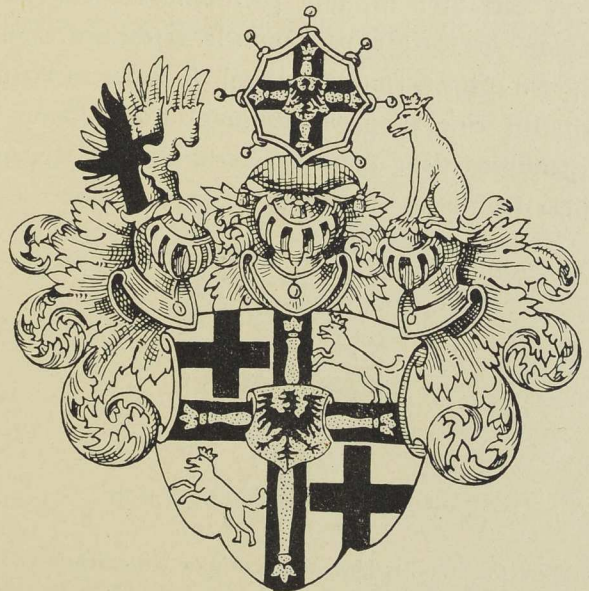


Abb. 5. Wappen des Hochmeisters Johann Eustachius von Westernach (nach Siebmacher).

Betrachtet man nun das mittlere, größere Wappenschild des Siebelfeldes des Freiburger Ordenshauses, so findet man dasselbe mit dem Hochmeisterkreuze belegt, wie wir es in Abbildung 2 kennen gelernt haben. Aber ein Vergleich mit jenem ergibt wesentliche Unterschiede; das Kreuz hat nicht mehr die heraldische richtige Form, sondern ähnelt mehr dem Tarsenkreuz-Ordenszeichen, und aus dem Jerusalemer Krückenkreuz sind beliebige Ornamentmotive geworden. Solche Veränderungen dürfen uns aber nicht wundern, wenn man bedenkt, daß die Heraldik, deren Verfall mit dem 16. Jahrhundert beginnt, im 18. Jahrhundert auf den Tiefstand herabgesunken ist und sich viele Willkürlichkeiten erlaubte.

Durch das besprochene Kreuz wird das große Wappenschild in vier Segmente zerlegt, von denen jedes wieder zwei Wappenfelder aufweist. Die heraldischen Regeln bestimmen, daß man mit dem Zählen der Wappenbilder an der rechten oberen Ecke, dem bevorzugten Platze des Wappenschildes, beginnen muß. „Rechts“ und „Links“ sind in der Heraldik so zu verstehen, als würde sich der Beschauer hinter das Wappen stellen, dasselbe vor die Brust halten und sprechen.

Bevor wir uns den acht Wappenfeldern zuwenden, muß vorausgeschickt werden, daß der Steinhauer auch bei diesen mit der gleichen Willkür wie bei dem über das Wappen gelegten Hochmeisterkreuz verfahren ist, und so kommt es, daß uns manche der Felder verstümmelt erscheinen. Zur besseren Orientierung mag deshalb unserem Wappenrelief eine Wappenzeichnung in Abbildung 7 gegenübergestellt sein, auf welcher die Wappenbilder heraldisch richtig wiedergegeben sind.

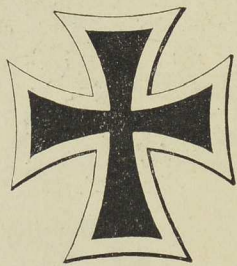


Abb. 6. Ordenszeichen des deutschen Ritterordens¹⁾.

Das erste Wappenbild der Abbildungen 1 und 7 stimmen miteinander überein; es sind vier rote Querstreifen in silbernem Felde (= von Silber und Rot achtfach geteilt), die dem Wappen von Ungarn eigen sind. Das zweite Wappen sollte nicht unregelmäßig zerstreute Kreuzchen aufweisen, sondern es sollte ein regelmäßig mit goldenen Lilien bestreutes blaues Feld sein, dessen Schildeshaupt (oberer Teil des Wappenschildes) mit einem roten Turnierkragen belegt sein soll. So wie uns dieses Feld in der Abbildung 7 vorliegt, hat man es mit dem Wappen von Neapel (Alt-Anjou) zu tun. Auch das dritte Wappenfeld bedarf der heraldischen Korrektur; das goldene Krückenkreuz sollte in allen vier Winkeln von goldenen Kreuzchen begleitet sein und würde sodann das Wappenbild des Königreiches Jerusalem richtig dar-

stellen. Beim vierten Wappen, dem von Aragonien, sind statt vier roter Pfähle in goldenem Felde nur zwei wiedergegeben.

Beim ersten Wappenfelde der unteren Reihe, also beim fünften, fehlt die rote Einfassung des mit goldenen Lilien bestreuten blauen Grundes; auf Abbildung 7 aber zeigt sich dieses Feld heraldisch getreu, es ist das Wappen der Grafschaft Neu-Anjou. Das sechste Wappenbild weist übereinstimmend mit der Abbildung 7 einen gekrönten goldenen Löwen auf blauem Grunde, der dem Herzogtum Geldern zugehört. Ebenfalls richtig ist auch das siebente Feld, das den schwarzen gekrönten Löwen des Herzogtums Jülich in goldenem Felde birgt. Und das letzte achte Wappen endlich enthält in Blau zwei abgewendete Barben, die von vier goldenen Kreuz-

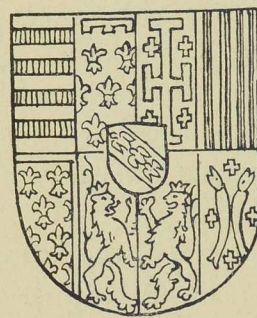


Abb. 7. Wappen, wie es z. B. von Herzog Franz von Lothringen 1544 bis 1545 und von Herzog Leopold von Lothringen geführt wurde.

chen begleitet sind; es ist das Wappen der ehemaligen deutschen Grafschaft Bar.

Schon diese Zusammenstellung von Grafschaften und Herzogtümern, wie sie die acht genannten Wappenbilder geben, läßt die Vermutung aufkommen, daß irgend ein Zusammenhang zwischen dem Deutschorden und Lothringen bestehen muß, und es wird dies zur Gewißheit, sobald man das Herzschild inmitten der Wappenzeichnung Abbildung 7 in seiner Bedeutung erkennt. Und zwar ist der mit gestümmelten Adlern belegte rote Schrägbalken in goldenem Felde nichts anderes als das Wappenbild des Landes Lothringen.

Aus der Geschichte des Deutschritterordens erfährt man nun, daß Herzog Karl Alexander von Lothringen vom Jahre 1761 bis 1788 das Oberhaupt des Ordens, also Hochmeister gewesen

ist. Er war der jüngere Bruder des Kaisers Franz I., der bekanntlich der Gemahl der Maria Theresia war, und nannte sich Herzog von Lothringen und Bar, Kaiserlicher und Reichsfeldmarschall, Statthalter, Gouverneur und General-Kapitän der österreichischen Niederlande.

Bei einem Vergleiche seines Wappens im Giebelfelde des Freiburger Deutschordenshauses mit dem in Siebmachers Wappenbuch enthaltenen ergibt sich, daß bei letzterem auf dem von Friedrich II. auf das Ordenskreuz aufgelegten Reichsadler ein kleines Herzschild erscheint, dessen rechte Hälfte das oben besprochene lothringische Landeswappen enthält, dessen linke Hälfte dagegen das Wappen von Toscana zeigt (sechs rote Kugeln 1, 2, 2, 1, auf goldenem Felde, von denen die erste

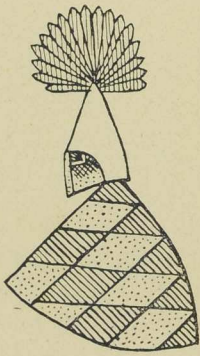


Abb. 8. Wappen derer von Königsegg.

größere noch mit drei goldenen Lilien belegt ist). Der Steinhauer unserer Wappensulptur hat nun statt diesem Herzschilde mit den Wappenbildern von Lothringen und Toscana einfach dem zum Hochmeisterkreuz gehörigen einköpfigen Reichsadler eine Schrägbinde umgehängt, auf der die drei Punkte wohl die drei gestümmelten Adler andeuten mögen. Zur Entschuldigung dieser Eigenmächtigkeit kann nur der Gesichtspunkt geltend gemacht werden, daß bei der großen Entfernung des Giebelfeldes von dem auf der Straße stehenden Beschauer die vielen Wappenbilderdetails in dem zu Gebote stehenden Maßstabe doch nicht hätten sichtbar gemacht werden können.

In dem Ovale rechts des Wappens des Herzogs Karl Alexander von Lothringen befindet sich auf dem Tatzekreuz-Ordenszeichen ein Wappenschildchen aufgelegt. Dasselbe ist gewieter, und

zwar zeigen die Felder 1 und 4 wie bei Abbildung 5 das Wappenbild des Deutschordens (schwarzes Kreuz in Silber), wobei jedoch zu bemerken ist, daß das Kreuz in diesen Feldern nicht die richtige Form wie in Fig. 3 aufweist, sondern daß es irrtümlich mehr dem Tatzekreuz-Ordenszeichen ähnelt. Die Felder 2 und 4 sind gold-rot gerautet und stellen das Wappen derer von Königsegg dar; als Helmzier gehörte zum Wappen dieser Familie ursprünglich ein Busch von roten Hahnenfedern (Abb. 8), später aber ein solcher von Straußenfedern. Aus dem Wappenalmanach der Ballei Elsaß und Burgund vom Jahre 1765 geht hervor, daß Christian Moritz Eugen Franz Graf zu Königsegg und Rothenfels Landkomtur der Ballei Elsaß und Burgund war. Und aus anderer

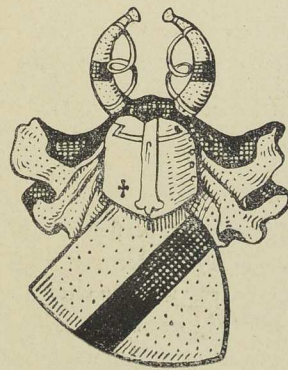


Abb. 9. Wappen derer von Rothenberg.

Quelle erfahren wir, daß er auch gleichzeitig Komtur der Ordensniederlassung in Beuggen war.

Der linke, gegenüberliegende Wappenschild, ebenfalls auf dem Ordenszeichen liegend, weist eine schwarze Querbinde in goldenem Felde auf; es ist das Wappenbild derer von Rothenberg, welches Geschlecht in Rheinweiler und Bamlach begütert war. Die Abbildung 9 zeigt uns das Wappen dieser Familie vollständig, indem wir an ihr auch die Helmzier, bestehend aus zwei schwarz und gold tingierten Hörnern, erkennen können. Zur Zeit des Baues des Freiburger Ordenshauses war Anton Sigmund Leopold von Rothenberg Komtur der Freiburger Ordensniederlassung.

Nach dem Gesagten haben wir also in den drei Wappendarstellungen im Giebelfelde des ehemaligen Deutschordenshauses in der Salzstraße folgende Wappenbilder:

Rechts: Wappen des Landkomturs Grafen zu Königs- egg	In der Mitte: Wappen des Ordens-Hochmei- sters Herzogs Karl Alexander von Lothringen	Links: Wappen des Hauskomturs von Rothenberg
--	---	---

Die Heraldik oder Wappenkunde ist eine der wichtigsten Hilfswissenschaften der Geschichte, und gerade im vorliegenden Falle zeigt sich, wie wertvoll ihre Hinweise sind. Da Graf von Königsegg und Rothenfels die Würde eines Landkomturs nur in den Jahren 1761–69 bekleidete, so muß das Deutschordenshaus in der Salzstraße auch in diesem Zeitraume entstanden sein. Und eine diesbezügliche Anfrage beim Generallandesarchiv hat ergeben, daß der dort noch vorhandene Bauvertrag das Datum „26. März 1768“ trägt. Und zwar ist

er einerseits von dem Landkomtur Grafen von Königsegg und andererseits von dem Baumeister Baudirektor Franz Anton Pagnato (= Bagnato), einem Sohn des Deutschordensbaumeisters Joh. Kasp. Bagnato²⁾ unterschrieben. Die dankenswerte Mitteilung des Großh. Generallandesarchives enthält ferner noch die Feststellung, daß neben Franz Anton Pagnato sich auch der Freiburger Stadtbaumeister Hering um die Übertragung des Baues des Deutschordenshauses in der Salzstraße erworben hat³⁾. Die aus stilkritischen Vergleichen gewonnene und oft wiederholte Annahme, daß Christian Wenzinger der Schöpfer des Baues gewesen sei, erweist sich also als irrig.

Fritz Ziegler.



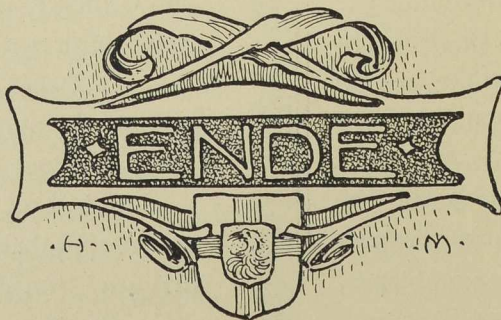
Anmerkungen.

1) Unter Schirmbrett versteht man eine Art Tafel von Kreisrunder, ovaler, sechseckiger oder anderer Form, deren Rand oder deren freie Spitzen mit Blättchen, Knöpfen, Kugeln, Federn und dergleichen besetzt ist. Sie war dazu bestimmt, die Figur oder Zeichnung des Schildes aufzunehmen und sie zu wiederholen. Das Schirmbrett war auf dem Helme so befestigt, daß seine Fläche in der Längsachse des Pferdes, also in der Medianebene des Reiters, orientiert war. Die Stirnseiten des Schirmbrettes kehrten sich nach vorn und hinten, weil andernfalls bei der raschen Fortbewegung die Tafel dem Winde Widerstand geboten hätte. Es gab aber auch drehbare Schirmbretter, die man in der Heraldik Windrossetten nennt.

2) Nach dem Inventarisationswerke der Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden hat Joh. Kasp. Bagnato die Kirche in Merdingen am Tuniberg erbaut, wo die Freiburger Deutschordenskommande Besitzungen hatte.

3) An der Stelle, an der sich der Bagnato'sche Bau erhebt, standen früher drei Häuser: großer und kleiner Falkenstein und zum Pfauenkranz benannt. Der deutsche Ritterorden brachte diese Häuser in seinen Besitz, als er seine Niederlassung in der Vorstadt Neuburg aufgeben mußte. Es war dies im Jahre 1677, als Vauban Freiburg in eine französische Festung umwandelte, wobei die nördlich der Altstadt gelegene Vorstadt (etwa 600 Gebäude und Baupläge) abgetragen wurde. Die Niederlassung des Ordens in der Vorstadt Neuburg geht bis ins Ende des 13. Jahrhunderts zurück, und eine Urkunde von 1282 besagt, daß dem Orden für seine Niederlassung der Bauplatz schenkungsweise zur Verfügung gestellt wurde.

4) Die Abbildungen 2, 3 und 6 sind der Veröffentlichung: H. G. Strohl (Modling) „Die Heraldik der kathol. Kirche“ in der Monatschrift des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie — Kunst und Handwerk — entnommen.



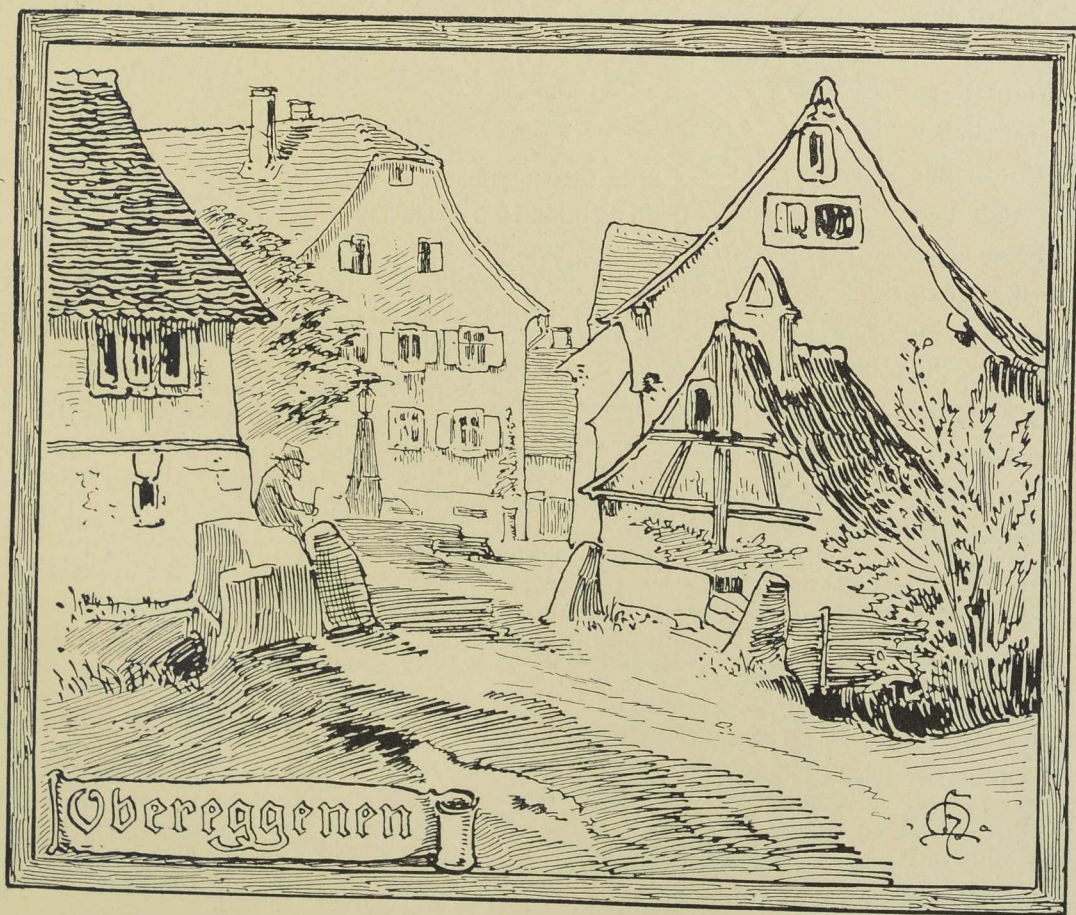
Die Volksfage vom Hausgeist Rüdy im Pfarrhaus zu Obereggenen

von Robert Gerwig in Pforzheim.

DAS Pfarrhaus zu Obereggenen hatte längere Zeit den Leuten Anlaß zum Diskutieren gegeben. Es waren etliche Pfarrer schon nach wenigen Jahren wieder abgezogen. Im Jahre 1710 hielt Pfarrer Sonntag seinen Einzug ins Pfarrhaus



verrichtete, so war sie immer sehr gut getan. Die Dienstboten wußten, daß Rüdy ihnen besonders zur Erntezeit oft behilflich war, wenn sie die Frucht in die Scheunen brachten und er ihnen von oben die Garben abnahm. Er trug Holz und Wasser, und man hätte sich über ihn nicht



zu Obereggenen; doch bald beklagte er sich, daß ein Geisterspuk¹⁾ im alten Gebäude umgehe, sogar bei Tag, besonders aber bei Nacht, bald da, bald dort rumore. Die Leute nannten den Geist Rüdy (Rudolf); es war ein Kapuziner, der die Bewohner des Hauses oft schreckte und neckte, und allerlei Gestalt annehmen konnte. Manchmal erschien er als Knecht und wenn er eine Arbeit



beklagt, wenn er nicht durch seine vielfachen Neckereien die Leute erschreckt hätte.

Wenn zuweilen die Pfarrer aus der Nachbarschaft ihren Amtsbruder in Obereggenen besuchten, so sahen sie ihn zum Taubenschlag heraus schauen und fanden ihn doch im nächsten Moment leibhaftig im Hofe stehen; Rüdy hatte im Taubenschlag des Pfarrers Gestalt angenommen und die

Besucher genarrt. Wenn das Gesinde zu Nacht aß, so fing Rüdy manchmal an, das Kind zu wiegen, stürzte zuweilen auch nachts die Wiege auf die Seite, ohne dem Kind zu schaden. Da in der Decke über dem Ofen ein Zugloch in das obere Zimmer war, so machte der Geist da oben oft ein Geräusch wie das Wirbeln einer Trommel, warf auch Nüsse, Erbsen und Bohnen herab, daß die Leute auf dem Boden ausglitten. Holte man Wein im Keller, so schlug Rüdy plötzlich hinten ans Faß.

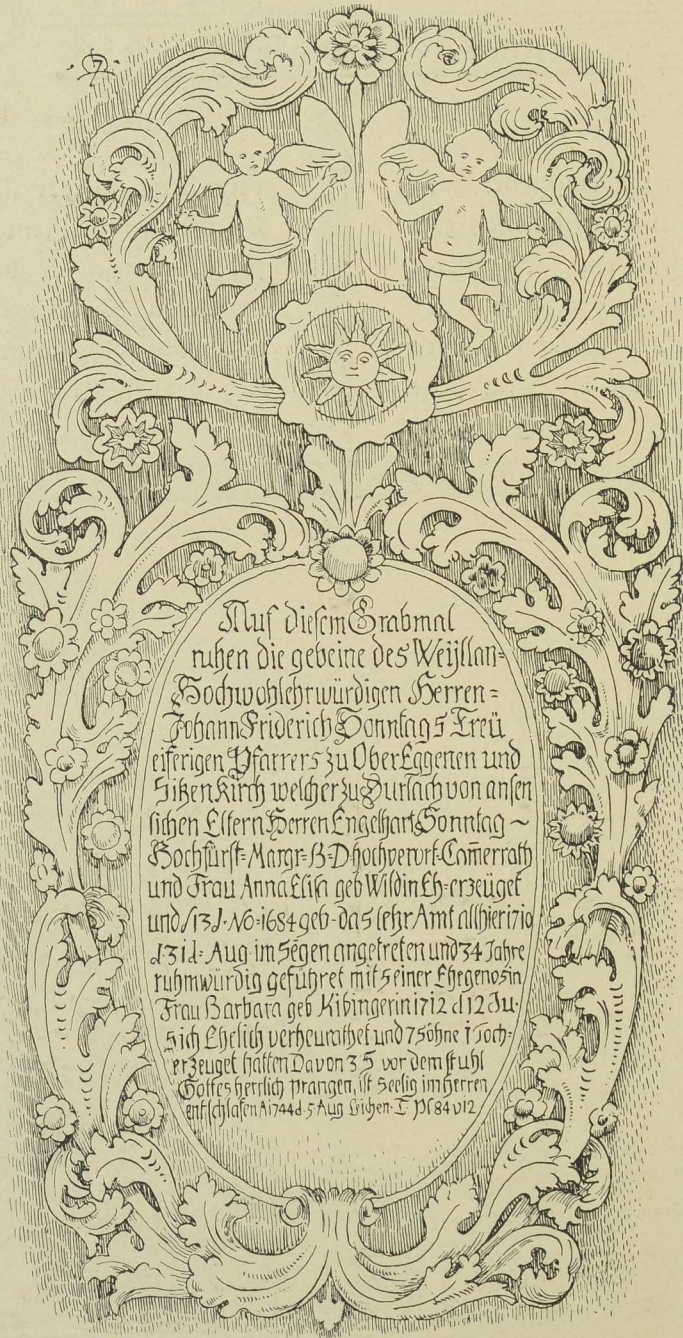
Es kam einmal zu dem Pfarrer ein naher Vetter von der Universität zu Besuch, der auch von dem Hausgeist hörte. Der Pfarrer sagte ihm, daß Rüdy niemand etwas zu leide tue, wenn man ihn gehen lasse. Das machte dem Studenten Mut; er nahm seinen Degen und wollte den Geist im Keller aufsuchen. Der Knecht ging mit ihm, blieb aber mit seinem Licht an der Kellertüre stehen. Der Student ging halb die Treppe hinab und rief trotzig, Rüdy möge kommen. Er kam auch und schlug ihm mit flacher Hand so kräftig ins Gesicht, daß er Degen und Licht fallen ließ und wie tot hinsiel. Der Knecht sprang herzu, hob ihn auf und trug ihn ins Zimmer, wo er wieder zu sich kam; doch war ihm kein Glied verletzt. Wenn im Winter das Gesinde abends um den Ofen saß bei der Arbeit und das Haus fest geschlossen war, so hörten sie doch jemand

das Feuer schüren, was niemand als der Rüdy sein konnte.

So ging der Spuk jahrelang fort; der Pfarrer begab sich hinauf zum Propst auf Bürgeln (das zur Gemarkung und Gemeinde Obereggenen gehört) und ward vorstellig, man möge ihm eine andere Wohnung anweisen. Der Propst wollte nichts davon wissen; auf seine Frage, in welcher Weise der Geist sich zeige, erwiderte Pfarrer Sonntag: „Er präsentiert einen Benediktiner-Mönch und ist eben gekleidet wie Euer Erzellenz.“ Eingaben und Vorstellungen beim Abte zu St. Blasien hatten ebensowenig Erfolg. Der Pfarrer wendete sich an das Oberamt Rötteln zu Lörrach um Abhilfe; es wurden Untersuchungen angestellt, Akten vollgeschrieben und der Spuk trieb sein Wesen nach wie vor ruhig weiter.

Als der Pfarrer nirgends Hilfe erlangen konnte, baute er sich selbst ein Haus, um Ruhe zu bekommen. Beim Auszug vom alten ins neue Haus, als der Umzug nahezu vollendet war, ging die Pfarrerin mit Knecht und Magd zum letzten Mal hinüber, um den Rest zu holen; wie nun das Haus

leergemacht war und die Frau mit den Dienstenboten zur Tür hinausgehen wollte, hing Rüdy in seiner Kapuzinerkutte mitten in der Türe aufgeknüpft wie an einem Galgen, und sie mußten sich mühsam neben ihm vorbeidrängen. Das war der letzte Spuk, welchen er den Leuten spielte;



Grabstein in der Kirche zu Obereggenen.

(Note Sandsteintafel in die Wand eingelassen.)

Nach einer photographischen Aufnahme von Prof. M. Stork gezeichnet von S. M.

die Pfarrerrfamilie hatte im neuen Hause Ruhe. Der Geist blieb im alten Hause; es wollte deshalb niemand darinnen wohnen. Der Abt ließ es nun niederreißen und aus dem Platze einen Garten machen, der fortan im Volksmund der Rüdysgarten hieß und heute noch so heißt.

Pfarrer Sonntag wendete sich jetzt an den Abt von St. Blasien, um wenigstens eine Wohnungsgeldentschädigung zu erlangen; er erhielt nichts. Als im Jahr 1740 der Pfarrer starb²⁾, gab es neue Unterhandlungen, deren Ergebnis endlich war, daß der Abt der Witwe das Haus abkaufte³⁾.

Archivregistrator Vetter, welcher längere Zeit am Großh. General-Landesarchiv tätig gewesen ist, glaubt, den ganzen Geister-spuk im Pfarrhause zu Obereggenen den Verwaltern auf Bürgeln zuschreiben zu müssen. Da der Keller des

alten Pfarrhauses durch einen unterirdischen Gang mit der Kirche verbunden gewesen sei, so habe der Spuk leicht kommen und auch wieder verschwinden können. Wenn das Rötteler Oberamt Nachforschungen angestellt habe, sei der Geist spurlos verschwunden gewesen; sobald jedoch der Obervogt mit seinen Waibeln wieder abgezogen war, habe er seinen Schabernack weiter getrieben.

Ob nun der Spuk von den Bedienten des jeweiligen Propstes oder von nurwilligen Bauernburschen in der Gemeinde verursacht wurde, wird heute nicht mehr entschieden werden können.

Das Auffällige an der ganzen Geschichte ist die lange Zeitdauer derselben und die Tatsache, daß es weder der Staatsbehörde noch der Gemeinde gelang, den Geist dingfest zu machen, so daß der Pfarrer sich endlich genötigt sah, ein eigenes Haus zu bauen.

Anmerkungen.

1) Seite 365/66 in der von Mone veröffentlichten Sammlung badischer Volksagen im „Anzeiger für die Kunde des deutschen Mittelalters“ von 1834. Im General-Landesarchiv zu Karlsruhe befinden sich 8 Bände handschriftlicher Aufzeichnungen, welche der Markgräflisch Sausenburg-Rötteln'sche Landvogt Ernst Friedrich Leutrum von Ertingen in den Jahren 1716—1746 gemacht hat. Leutrum berichtet in seinen Aufzeichnungen auch von diesem Geister-spuk und Mone, der das Leutrum'sche Manuskript kannte, setzt unter seine Erzählung die Fußnote: „Die Angabe von den Beweggründen zum Bau eines neuen Pfarrhauses in Obereggenen ist geschichtlich wahr. Es wurden beim Oberamt Lörrach deshalb Stöße von Akten geschrieben.“

2) Sein Grabstein ist heute noch an der Kirchenwand zu Obereggenen zu sehen.

3) Das eigentümliche Verhältnis zwischen dem katholischen Abt zu St. Blasien resp. seinem Vertreter, dem Propste zu Bürgeln, und dem protestantischen Pfarrhause zu Obereggenen erfordert eine Erklärung. Dieses Verhältnis war bis 1806, also bis zur Aufhebung der Abtei St. Blasien, ein sonderbares: Alle Pfarrechte, der Kirchsatz, die Heiligengefälle gehörten dem Markgrafen von Baden; die Kollatur und Besoldung des Geistlichen kam dem Abt von St. Blasien zu, welcher auch den Chor der Kirche, das Beinhauslein und den Turm, sowie das Pfarrhaus im Bau zu erhalten hatte. Das Langhaus der Kirche ward aus den Gefällen der Markgräflischen Verwaltung unterhalten. Dieses eigentümliche Verhältnis stammte aus sehr alter Zeit und hing mit der Gründung der Propstei

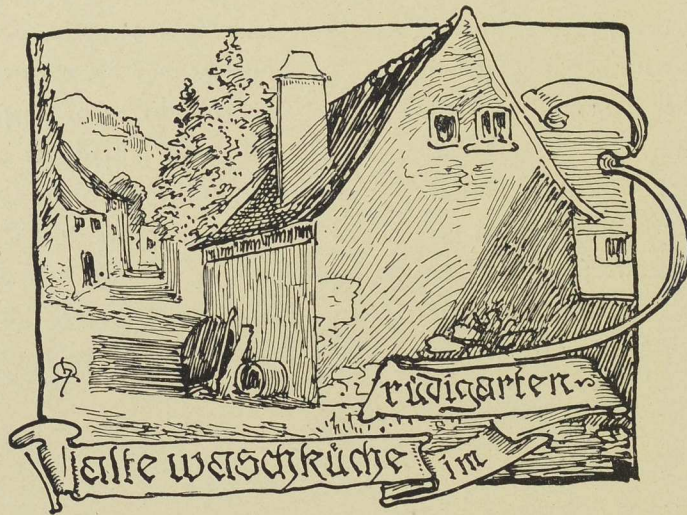
Bürgeln durch die Freiherren von Kaltenbach und deren Schenkung an St. Blasien zusammen (siehe 30. Jahrlauf).

Die Sache hatte nur den mißlichen Haken: die Kirche auf dem Berge Bürgeln stand den Weltpriestern zu und diese traten ihre Rechte nicht gutwillig an die Mönche ab. Diese Bergkirche war eine gute Pfründe; in ihr waren verpfarrt die Orte Obereckenheim, Vogelbach, Kaltenbach, Sigenkirch, Martizelle, nebst den umliegenden Höfen. Der Bürgler Pfarrer Heribert machte über diese Angelegenheit einen Bericht an seinen Bruder, den Bischof Ulrich I. von Konstanz. Der Abt zu St. Blasien schickte seinerseits einen Mönch nach Rom, um die Bestätigung der Schenkung durchzusetzen. Der Erzbischof von Mainz, welchem die Schlichtung des Streites aufgetragen wurde, betraute den Bischof von Konstanz damit und dieser ordnete eine Tagfahrt zu Liel an, welche von St. Blasischer Seite und von den Pfarrern (den Weltpriestern) der Umgegend gut besucht war. Der Dekan zu Müllheim und der Erzpriester Diemo führten den Vorsitz. Der Berg Bürgeln mit der alten Kirche, mitsamt den Hofgütern, Zebuten, Leibeigenen, welche sie zu Sigenkirch, Feldberg, Junzingen, Bamlach, Rheinweiler besaß, wurde den Mönchen zugesprochen. In einer weiteren Tagfahrt zu Obereckenheim, zu welcher auch Herzog Konrad von Jähringen seinen Boten Rudolf von Baden (Badenweiler) gesandt hatte, wurde bestimmt, daß St. Blasien den Weltpriestern als Ersatz eine Kirche mit allen Rechten der hingegebenen zu Obereckenheim erbauen müsse. Da gerade König Lothar zu Basel war, sowie Herzog Konrad von Jähringen, Markgraf Hermann III. von Baden, der Bischof von Konstanz, gingen Erzpriester

Diemo und Prior Albrecht dahin und ließen den abgesprochenen Vertrag durch den Bischof urkundlich bestätigen. Das war im Jahre 1130.

Als nun im Jahre 1556 die ganze Markgrafschaft Baden-Durlach unter Karl II. protestantisch wurde, weigerte sich St. Blasien, den protestantischen Pfarrer zu Obereggenen und den zu Weitenau fernerhin zu besolden. Der Markgraf legte Beschlag auf die reichen Gefälle, Zehnten etc., welche der Abt aus den protestantischen Orten bezog. Durch einen Vergleich wurde die Sache so geregelt,

daß der Abt die protestantischen Pfarrer weiter besoldete und die Baupflichten fernerhin auf sich behielt, der Markgraf aber die Gefälle der Abtei freigab. Es läßt sich begreifen, daß dieses Verhältnis fortwährend ein gespanntes war, welches öfter Anlaß gab zu erneuter Regelung der gegenseitigen Rechte und Pflichten. So war ein Jahr vor dem Aufzug des Pfarrers Sonntag in Obereggenen ein Streit zwischen dem Bürgler Propst und dem Vorgänger Sonntags durch Vergleich geregelt worden.



Das Zähringer Tor.

EIT einiger Zeit gibt es ein Wirtshaus zum Zähringer Tor hier, dessen Schild ein mittelalterliches Festungstor zeigt. Jeder Freiburger weiß aber, daß dieses Wirtshaus seinen Namen nicht von einem alten Festungstor, sondern von der modernen Unterführung der Zähringer Landstraße unter der Eisenbahnlinie hat, an der das Wirtshaus liegt. Diese Unterführung heißt eben im Volksmund das Zähringer Tor. Das wirkliche „Zähringer-Tor“ war aber ganz etwas anderes und ganz wo anders gestanden. In der Nähe der heutigen protestantischen Ludwigskirche, zwischen den Häusern Ludwigstr. 1 und Albertstr. 1, war in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Straße durch ein quer über die Fahrbahn stehendes, großes, eisernes Gittertor abgesperrt. Die

Gitter hingen an Pfeilern zwischen den rechts und links am Straßenrand erbauten Wachhäuschen. Die weißgetünchten Häuschen waren mit Säulen geschmückt, ein Bild, wie es auf Ansichten von Städten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts überall uns begegnet. Als das Tor abgerissen wurde, bot man die Säulen und Steine zum Verkauf aus. Das Mutterhaus der barmherzigen Schwestern, das sich 1880/81 von Baurat Laur in Sigmaringen seine zierliche Kapelle an der Zähringerstraße erbauen ließ, erwarb die Säulen und ließ sie in der Krypta unterm Chorbau verwenden. Dort stehen im Dämmerlicht der Unterkirche noch heute die Säulen des Zähringer Tors.

Aus einer handschriftlichen Sammlung von Alt-Freiburger Geschichten.



Ein reizendes Landschaftsbild bietet sich dem Auge des Wanderers dar, wenn er den heute so beliebten Luftkurort St. Peter erblickt. Mag man vom Rosskopf her oder über den Lindenberg kommen oder den Aufstieg durch das Eschbachtal gewählt haben, das Bild ist immer gleich überraschend und schön, und die weit im Umkreis sichtbare Kirche mit ihren zwei Türmen und dem ausgedehnten Gebäudekomplex der ehemaligen Benediktinerabtei gibt ihm einen imponierenden Mittelpunkt. Aber nicht nur in malerischer Hinsicht fesselt dieser Ort unser Auge, er erweckt auch bei dem Beschauer lebhaftes kunsthistorisches Interesse. Und eine der ersten Fragen, die sich in solchen Fällen in den Vordergrund zu drängen pflegen, ist die: „Wer war der Baukünstler, der dies Werk geschaffen?“

Über die am Kirchenbau in St. Peter (1724 bis 1727) beteiligten Künstler und Kunsthand-

werker gibt ein in Rottweil im Jahre 1731 erschienenenes Buch sicheren Aufschluß. In dieser wegen ihrer originellen Ausdrucksweise kurzweilig zu lesenden Festschrift (Festum Cathedrae S. Petri aufm Schwarzwald, Rottweil 1731) werden auf drei Seiten die am Bau beteiligten Meister mit Namen genannt, während auf den übrigen 500 Seiten der Bericht über die acht-tägige Einweihungsfeier und die anwesenden Festgäste enthalten ist und all die „hoch- und aufferbäulichen Lob- und Anreden“ zum Abdruck gekommen sind.

Zunächst mag nun unsere Quelle in ihrem Wortlaut wiedergegeben sein:

Fernerer Bericht

Von denen

Mechanischen Architectis oder Bau-Meister

Deß

St. Petrischen Kirchen-Bau.

Es will sich in all Weeg auch gezimmen/ nach vollendter so wohl sittlicher/ als materialischer Aufziehung der so benambsten St. Peters Neu-fundierten/ und expolierten Basilicæ, auch die weltliche Architectos auf den Plan zu bringen; nachdeme biß anhero die Geistliche Primas billichist erhalten. So beliebe dann dem hoch-geneigten Leser bezubringen dörrfen/ daß Bau-Meister gewesen/ der Wohl-Edel-Vöste Herz Peter Thumb, außm Bregentzerwald/ von Bezau gebürthig/ anjetzo zu Constantz am Boden-See seßhafft/ sonsten wegen vilen Götts-Häuser und Kirchen-Erbauung in Breyßgau ein Renomierter Meister.

Die Steinhauer Arbeit hat wohl hergestellt/ Meister Joachim Schmid, von Blumeneck/ Götts-Hauß Weingartischer Herzschafft: Von welcher mit conformer Symmetrie, nach Römischer Bau-Kunst/ Corietischer ¹⁾/ Dorischer/ und Jonischer Ordnung alles hergestellt worden.

Die Stoccador-Kunst hat sehr beflissen entworfen der Wohl-Edle und Kunstreiche Herz



Johann Baptist Clerici von Merede auß Italien mit seinem Herzen Sohn 2c. 2c. hat beynebens / nicht ohne meritierte Bepreyfung / der Durchläuchtigen Stüffter Mausolæa, und Grabmahlen prächtig an Tag gelegt.

Der von Kunstreichen Teutsch- und Spanischen unterschiedlichen Marmor auch Porphyr 9. aufgestellten Altär / ware Meister Sylvester Weeber von Thannheimb auß Tyrol: Durch eben seine Kunstreiche Hand seynd gleichermassen 13. Gallerien proper verfertiget worden.



Abb. I. Kirche in St. Peter, von Nordwesten gesehen.
Nach einer Aufnahme von Photograph E. Baumgartner.

Die Fresco-Mahlerey hat in des Principal-Patronen der Kirchen / St. PETRI Orchestra perfectionieret / der Wohl-Edel-Vöste / und berühmte Histori-Mahler Herz Joseph Spiegler, von Riedlingen in Schwaben: Dessen redende Kunst-Stück / auch Apellis Pemsel nicht tadlen soll.

Die Figuren / PETRUM, BENEDICTUM, und URSULAM, als Principal-Patronen / auf dem Portal hat der Wohl-Edelvöste und Kunstreiche

Figurist, Herz Joseph Feuchtmeyer von Salmans-Weyl 2c. wie ein anderer Praxiteles abgebildet. Hernach auch seine hochgelobte Erfahrungheit in 10. Kunst-Allabastrischen Statuen aufm Frohn- und 2. Neben-Altären / mit gleich beflissener Fertigkeit / als stumme Redner seiner Kunst / abgemalderet.

Saß-Arbeiter / oder Vergulder umb die Fresco-Mahlerey; Altär / und Stüffter Monumenta, wird belobt der Kunstreiche und Wohl-Erfahrne Herz Joseph Bähr von Rißtissen in Schwabenland.

Der Kunstreiche und Vorgeachte Herz Johann Ulrich Fechter, Gold- und Silber-Arbeiter zu Basel / hat die kupferne im Feuer verguldete zwey Knöpf (in deren einer 22. und ein halben Sester haaber gemessen worden) Item St. Petrisches Päpstliches Wappen à 2. Schliffel / und einem dreyfachen 7. Schuh langen Kreuz; Endlich 2. Ziffer-Blätter an beide Thürn 2c. 2c. mit besonderer Ehr und Ruhm aufgestellt.

Die grosse neue / und trefflich gehende Thurn-Uhr / ist von dem Kunst-erfahrenen Herren Johann Jacob Federlin ¹⁾, dem Alten / zu Basel grossen Uhrenmacher Lobsambst verfertiget worden.

Anderer Wohl-Erfahrner vilen neuen Altär-Blätter Mahler / auch subtilen Bildhauer / in grosser und kleiner Arbeit Kürze halber werden durch ihre Kunst belobt.

Hier solle gleichfahls unsere dankbare Feder / der liebwerthister Nachbarschaft nicht vergessen: Als welche auf freundliches Ansuchen / in Erbauung diser grossen / Operosen und pretiosen Kirchen / sich allerseiths mit proportionierter Frohn / willig und bereit aufgeführt.

Solche waren Namentlich / 1. Die Kirchzartener / Statt Freyburgische Unterthanen. 2. Baron-Nevische im Thal. 3. Baron-Kageneckische im anderen ¹⁾ Xben-Thal. 4. Baron-Sickingische zu Ebneth / und Espach. 5. Praelat St. Blasianische zu Oberriedt. 6. Die Cammeralische im Glotter-Thal / und Neukirch. 7. Die Statt Freyburgische zu St. Mergen 2c. 2c.

Welche Nachbarliche Freundschaft / Gott auf der Welt / und im Himmel; wie nicht weniger der Himmlische Schliffel-Herr PETRUS, als Kirchen-Patron hundertfältig hier / und dorten ewig belohnen wird.

Unsere St. Petrische Underthanen haben auß schuldiger Frohn = Obligenheit / den Karren öftters schmieren müssen; wünschen / daß solche langdaurende sehr schwäre Wagen und Hand = Frohnen / der Himmel in Gnaden / sambt völligem Kirchen = Bau / approbiere und genehm halt. So bleibts darbey / zur ewigen Gedächtnuß:

Hos Petri Lapides, & Marmora,
Ligna Columnas,
Vexit, conduxit, traxit Amicus
Amor!



niederlassungen in Tennenbach, Frauenalb, Schuttern, Ettenheimmünster, Waldkirch, Wonntal und Günterstal als Baukünstler beteiligt war. Der Name Peter Thumb ist in der Kunstwissenschaft wohlbekannt; er gehört seiner Abstammung nach zu jener eigenartigen Gruppe Vorarlberger Bauhandwerker, die im 17. und 18. Jahrhundert alljährlich im Frühjahr nach dem Bodensee, Oberschwaben, dem Schwarzwalde, dem Elsaß, der Schweiz und andererseits auch nach Bayern und Osterreich auszogen. Aber nicht nur Gesellen wanderten aus, sondern auch vortreffliche Meister,

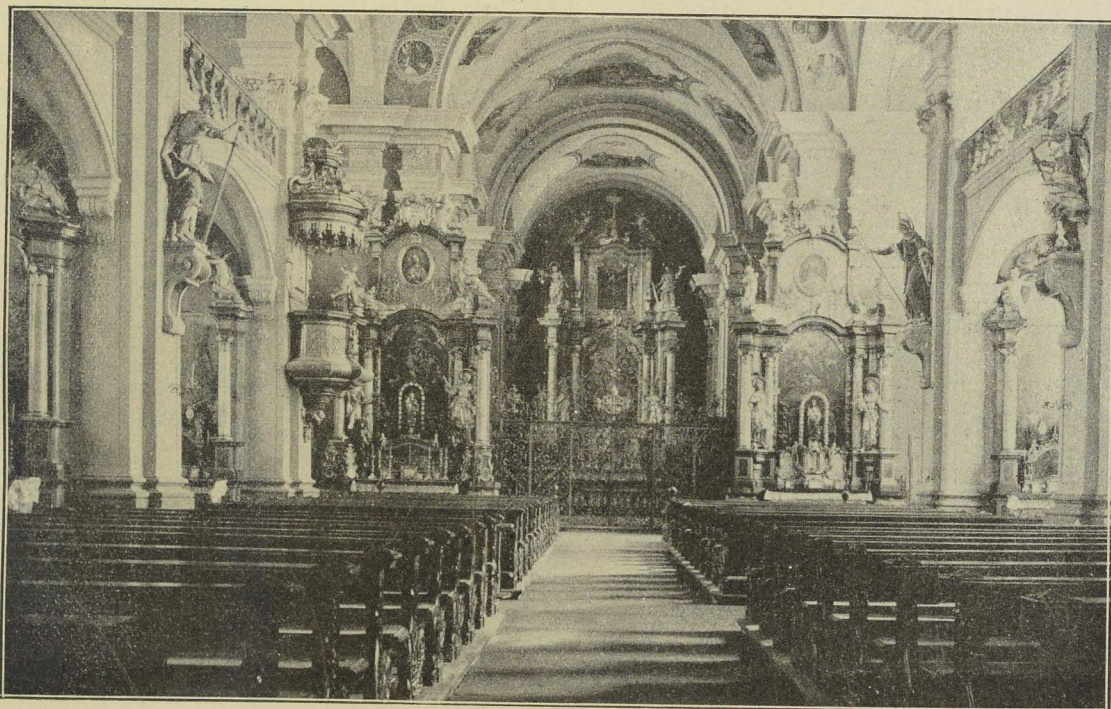


Abb. 2. Innenansicht der Kirche in St. Peter.
Nach einer Aufnahme von Photograph Georg Köbke.

Von den in dem „Berichte“ namhaft gemachten Künstlern und Kunsthandwerkern erweckt der „renomierte“ Kirchenbaumeister Peter Thumb aus Bezau in Vorarlberg besonders unser Interesse. Und er verdient es auch, daß man seiner in der Zeitschrift „Schaus'n's Land“ gedenkt. Hat er doch in unserem Breisgau außer St. Peter noch andere Kirchen gebaut, von denen die Gotteshäuser in St. Trudpert und in St. Ulrich wegen ihres wirkungsvollen Gesamteindruckes den Wanderer und Kunstfreund immer wieder erfreuen. Verschiedene zerstreute literarische Notizen besagen, daß Peter Thumb auch bei den Bauten der Ordens-



welche große und mehrere Jahre dauernde Bauausführungen leiteten. „Aus den felsigen Bergschluchten, in die der Feind im 30 jährigen Kriege nicht zu dringen vermochte, fließen nun wieder die Quellen junger Volkskraft hervor, eine unbefangene, aber groß wollende Schar von Baumeistern, unbeholfen tiefsinnig, von kernhafter Künstler-schaft, Meister, welche an geistvollen Grundrissgestaltungen als dem Anfang jedes künstlerischen Fortschreitens mehr Gefallen finden als an der Meisterlichkeit der Formengebung“, so spricht sich Cornelius Gurlitt in seinem großen Werke über die deutsche Barockkunst treffend aus. Seit er

dies niederschrieb, hat die Forschung besonders im Anschluß an die Inventarisationsarbeiten über die Vorarlberger Baukünstler weitere Erkenntnis gebracht, und Berthold Pfeiffer gebührt das Verdienst, auf Grund eigener exakter Quellenstudien und einer intimen Kenntnis der in Betracht kommenden Denkmale für diese Künstlergruppe eine treffende Charakteristik der Besonderheiten des Vorarlberger Baustils festgelegt und ein Vorarlberger Münsterschema aufgestellt zu haben. Bevor ich aus der grundlegenden Pfeiffer'schen Schrift²⁾ und aus der Publikation von Rudolf Werneburg³⁾ hier nun einiges mitteile, muß die Stellung des Vorarlberger Baustils zu den großen Stilepochen noch kurz gestreift werden. Das Vorarlberger Schema ist eigentlich nur eine Erweiterung der den Jesuitenkirchen zugrunde liegenden Ideen. Mit „Jesuitenstil“ wird der Barock bezeichnet, wie er sich unter den Händen von Ordensleuten oder von Künstlern, die für den Orden tätig waren, entwickelte, und unter Barock endlich versteht man jenen Baustil, der durch freie Verwendung der Renaissanceformen eine kraftvolle malerische Wirkung erstrebte. Freilich artete dieser durch gewaltsame Steigerung der ornamentalen Ausdrucksmittel aus und führte dann zu Schwulst und Massigkeit.

Peter Thumb ist 1681 in Bezau in Vorarlberg als Sohn des Michael Thumb geboren; von diesem und dessen Bruder Christian erlernte er die geschickte Handhabung des Bausystems. Während aber der Vater und Onkel stark im Handwerksmäßigen stecken geblieben sind, gelang es dem Sohn und Neffen, die fesselnden Schranken der Tradition in freier Künstlerschaft zu durchbrechen und das Grundmotiv in neuer Weise zu bereichern. Im Jahre 1704 war Peter Thumb Polier beim Neubau der Benediktinerabtei Rheinau (unterhalb Schaffhausen) und zwar unter seinem nachmaligen Schwiegervater, dem ebenfalls in der Kunstgeschichte wohlbekannten und geschätzten Vorarlberger Baumeister Franz Beer⁴⁾. Peter Thumbs erster selbständiger Bau war die elsässische Barockkirche der Benediktinerabtei Ebersheimmünster bei Schlettstadt. Sein zweites Werk war die Kirche in St. Peter, und diesem folgten dann die Bauten: Mühlenbausaal zu Rheinau, St. Trud-

pert, St. Ulrich, Neubirnau und schließlich St. Gallen. Im Jahre 1737 wurde Peter Thumb in Konstanz, wo er sich niedergelassen hatte, Mitglied des großen Rates der Stadt, und im 85. Lebensjahre ist er auch daselbst 1766 gestorben. Im Mannesstamme ist die Familie ausgestorben, von der Tochter Thumbs aber stammte der verstorbene Stadtrat und Hofapotheker Leiner in Konstanz ab, der sich um die Erforschung heimatischer Geschichte und um das Rosgartenmuseum in Konstanz große Verdienste erworben hat.

Was nun das Äußere der Kirche in St. Peter betrifft, so fehlt zwar dem Entwurfe die Einheitlichkeit, indem nämlich die architektonisch reich gegliederte Buntsandstein-Fassade mit den beiden Türmen zu dem langweiligen, jeder Gliederung entbehrenden weißen Putzbau des Langhauses in schroffem Gegensatze steht (Abb. 1). Allein dieser Mangel tritt ja nur bei der Ansicht von Norden her in die Erscheinung und wird von dem überaus günstigen Eindruck, den der Thumb'sche Bau von den anderen Seiten macht, reichlich aufgewogen. Die Kirchenfassade wird von der Dreizahl beherrscht, und zwar ist sie durch horizontale Gesimse in drei Stockwerke geteilt. Ebenso weisen die Türme, die mit in die Fassade einbezogen sind, drei Geschosse auf, deren unterstes die Höhe von zwei Stockwerken der Giebelarchitektur hat. Ein stark hervortretendes Gesims in der Höhe des ersten Turmabschnittes verbindet beide Türme miteinander und bildet gleichzeitig die Abschlußlinie für das zweite Geschoss der zwischen ihnen aufsteigenden Langhausfront. Die mittleren Turmgeschosse sind nach oben mit Ballustraden abgeschlossen, die sehr wirkungsvoll den Übergang vom viereckigen zweiten zum achteckigen dritten Geschoss markieren. Letztere enthalten die Schallfensteröffnungen und die Uhren, und diesen Abschnitten sind dann wieder die dreiteiligen markigen Helm-kuppeln aufgesetzt. Der Mittelbau der Fassade, der freilich etwas eingengt erscheint, zeigt in seinen drei Stockwerken genau nach der Vitruv'schen Regel im unteren Geschoss dorische, im mittleren jonische und im obersten, dem Volutengiebel, korinthische Architekturformen.

Der Innenraum der Kirche (Abb. 2) wirkt hallenartig weit, und durch das hohe Seitenlicht der

Emporefenster im Langhaus und im Querschiff wird freudige Helle im Inneren verbreitet. Schon gleich beim Betreten der Kirche wird man von der großartigen Raumwirkung überrascht und von der reichhaltigen Ausstattung gefesselt. Um den Hochaltar mit seiner üppigen Architektur und seinem Figurenschmuck möglichst zur Geltung zu bringen, hat ihn der Baukünstler in eine dunkle Nische gestellt und die Fenster vor denselben so angeordnet, daß das Tageslicht nur von einer Seite in seiner vollen Kraft eindringen kann. Günstig beleuchtet und daher wirkungsvoll tritt der Altar dem Beschauer entgegen (Abb. 3). Alsdann rückte Thumb die beiden Seitenaltäre des Querschiffes kulissenartig nach der Mittelachse der Kirche vor und brachte sie so auch schon dem zu Gesicht, der kaum das Innere der Kirche betreten hat; andererseits aber wurden durch diese Anordnung die langweilig wirkenden senkrechten Kanten der östlichen Vierungspfeiler wohlthuend unterbrochen. Die beiden Seitenaltäre mit dem geschmiedeten Chorabschlußgitter zusammen bilden gewissermaßen eine reiche Umrahmung für den Hochaltar. Die Decke des Langhauses, des Querschiffes und des Chores sind mit Tonnen überdeckt, eine Form der Überwölbung, wie sie dem Barockstil eigen ist. Die Tonnen werden gestützt und gegliedert durch Quergurten, die am Gewölbe die einzelnen Fensterjoche markieren. Die Gurtbogen ruhen auf Wandpilastern mit reichen korinthischen Kapitälern, Architraven und einem ungemein kräftigen Hauptgesimse. Ausgehend von den Quertonnen, mit denen die hohen Seitenschiffjoche überspannt sind, schneiden Strichkappen in die Tonne des Mittelschiffes ein; sie sowie die umrahmten Felder inmitten der großen Tonnenjoche sind mit Fresken geschmückt.

Ein Blick auf den Kirchen Grundriß (Abb. 4) zeigt uns, daß das dreischiffige Langhaus im Gegensatz zu den Seitenschiffen ungewöhnlich breit ist, und daß letztere durch Hereintreten von Pfeilermauern jederseits in drei Kapellen aufgeteilt sind, über welche mit Ballustergeländern versehene Emporen hinweglaufen. Auch ist auf dem Grundriß ersichtlich, daß das Querschiff nur wenig über die Fluchtlinie des Langhauses hinaustritt. Aber all dies sind Merkmale, die auch dem Jesuitenstille eigen sind, speziell typisch für das Vorarl-

berger Bauplan ist dagegen nun folgendes: Die Vierung ist nicht quadratisch ausgebildet, sie stellt vielmehr nur ein etwas weiteres Joch von quer oblonger Grundform dar. Der Chor ist, außen in gleicher Fluchtlinie mit dem Langhause erscheinend, im Innern durch weit hereintretende Pfeilermauern stark eingezogen; entsprechend dem

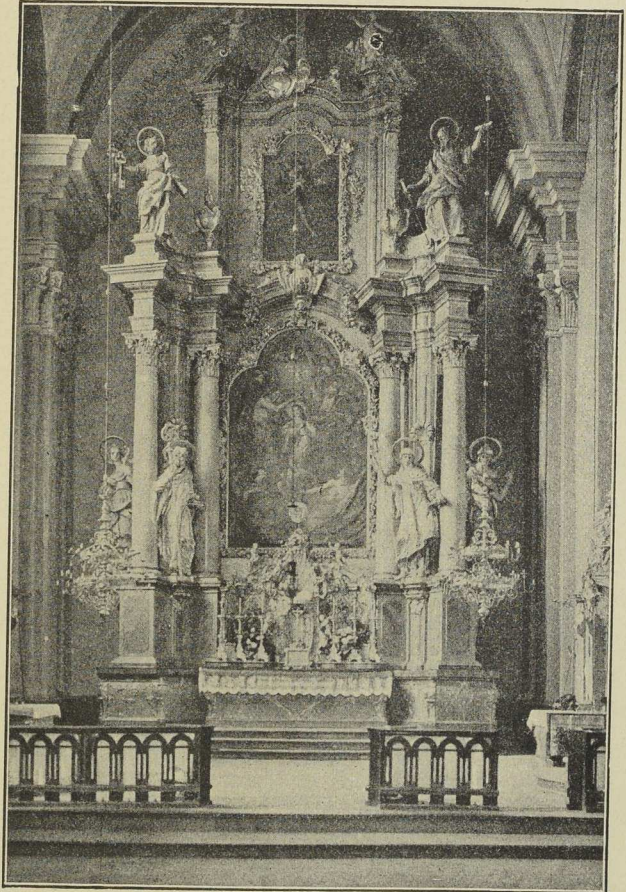


Abb. 3. Hochaltar in St. Peter.

Nach einer Aufnahme von Photograph E. Baumgartner.

Altargemälde:

oben: Erzengel Michael

unten: Krönung Mariens im Himmel.

(Dieses Bild wird je nach den Festgeheimnissen des Kirchenjahres ausgewechselt.)

Statuen:

bl. Petrus — bl. Paulus.

bl. Ursula

bl. Martyrer Clemens.

bl. Benedikt — bl. Scholastika.

Bedürfnis einer Klosterkirche umfaßt er mehrere Joche und schließt hinten meist geradlinig ab. Über den unten gesonderten Begleithallen des Chores öffnen sich breite Emporen, deren Verbindung mit den schmäleren Emporen des Langhauses durch brückenartige Galerien im Querschiffe hergestellt ist.

Auf die Tatsache mag dann noch hingewiesen sein, daß die Fassade der Kirche in St. Peter eine weitgehende Übereinstimmung mit der von Ebersheimmünster aufweist. Und da Peter Thumb diese zuerst erbaute, so darf man vielleicht annehmen, daß die Schwarzwälder Auftraggeber diesen Bau kannten, und was lag näher, als daß man dem Meister sagte, man wünsche für St. Peter eine Kirche etwa so, wie er sie für die elsässischen Ordensbrüder gebaut hatte?

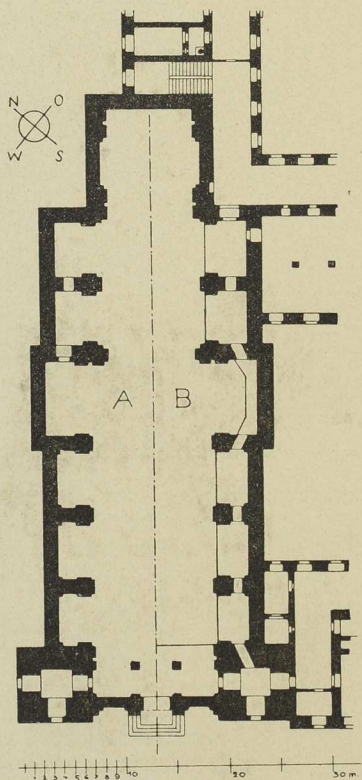


Abb. 4. Plan der Kirche in St. Peter.
 Nach einer Zeichnung des erzbischöflichen Bauamtes in Freiburg i. Br.
 A. Grundriß der Kirche
 B. Grundriß der Empore.

Auch über zwei andere der im Berichte vom Jahre 1731 namhaft gemachten Künstler finden wir in der Kunstliteratur einige interessante Notizen. Der „berühmte Historien-Maler Herr Joseph Spiegler“ von Riedlingen in Schwaben (1691—1757) lebte zuletzt angeblich als bischöflicher Hofmaler in Konstanz, das damals im Kleinen auch ein Kunstmittelpunkt war. Zu den frühen Werken des Künstlers gehören die Deckengemälde in der Kirche zu St. Peter, welche Begebenheiten aus dem Leben des heiligen Petrus darstellen. Besonders gerühmt aber werden seine Deckengemälde in der Stiftskirche in Wolfegg

(1735) und die mächtigen Gewölbefresken in der Klosterkirche zu Zwiefalten (1747). Die Aufgaben, die an die Künstler des 17. und 18. Jahrhunderts herantraten, waren andere als ehemals, wo man liebevoll ausgeführte Andachtsbilder schuf. Mächtige gewölbte Räume waren zu schmücken, und rasch bürgerte sich die Kunst auf nassen Wurf zu malen ein. Zahlreich waren die Aufträge für gestaltenreiche himmlische Glorien, und ein vielfach zu solchen Arbeiten herangezogener Künstler war Joseph Spiegler.

Ein weiterer Künstler am Baue der Kirche in St. Peter war der „Figurist Joseph Feuchtmeyer“, dessen Vater bischöflich konstanzer Hofmaler war und der weitverbreiteten Künstlerfamilie Feuchtmeyer in Wessobrunn (Oberbayern) entstammte. Von seinen Vorfahren, die den Ruhm der vom Kloster Wessobrunn ausgehenden Stukkatorenschule mit begründen halfen, hat Joseph Feuchtmeyer offenbar das dekorative Talent und eine flotte Technik ererbt.

Als Jugendwerk unseres Künstlers, der nach seinem Grabsteine in Mimmehausen bei Salem übrigens Joseph Anton Feuchtmeyer (1696—1770) hieß, gelten die ungemein zierlichen und geistreichen Halbfiguren am Chorgestühl der Klosterkirche in Weingarten (1720). Später arbeitete er auch in Meersburg, Solothurn, Einsiedeln, Neubirnan und St. Gallen, also hauptsächlich für die Bauten, die Peter Thumb errichtete. Nach dem Künstlerlexikon von Thieme war Feuchtmeyer auch Kupferstecher, wie aus Stichen von Rokokoaltären, Kartuschen und den Tafeln über die Symmetria der Säulenordnungen hervorgeht, auf denen er sich teils als „Stukkator“, teils als „Statuarus“ bezeichnet. Ebenda wird auch von einem Vorkommnis berichtet, das die künstlerische Entwicklung Feuchtmeyers grell beleuchtet, und das seiner Originalität wegen wohl Erwähnung verdient. Unter den Bestellungen für die Kirche in St. Gallen hatte Feuchtmeyer nämlich auch den Auftrag, den figürlich-ornamentalen Schmuck für die Orgel zu liefern. Die Arbeit wurde aber von den gestrengen Auftraggebern als „froh“ und „unanständig“ befunden und daher nicht an der Orgel angebracht, sondern, in einer Kiste verborgen, bei Seite gestellt. Ob die Arbeiten dieses Schicksal

verdienten, mag dahingestellt sein; vielleicht sind sie längst von einem Kunsthändler oder Kunstfreund wieder ausgegraben worden, und wer weiß, ob sich der heutige Besitzer daran nicht erfreut und sie ihrer flotten und kecken Behandlung und ihrer naturalistischen Auffassung wegen besonders schätzt? Für die Kirche in St. Peter schuf Feuchtmeyer nach dem obigen Berichte die Figuren Petrus, Benediktus und Ursula oben an



Abb. 5. Berthold II., Herzog von Zähringen (1078—1111).

Stückfigur aus dem 18. Jahrhundert, auf einer Konsole an einem der Langhauspfeiler der Kirche in St. Peter stehend. Nach einer photographischen Aufnahme von Prof. M. Stork gezeichnet von W. Galler.

der Kirchenfassade und 12 Statuen an den Altären. Ob auch die an den Pfeilern des Langhauses auf Konsolen stehenden Figuren der Herzöge von Zähringen⁵⁾ von ihm sind, darüber läßt uns der erwähnte Bericht vom Jahre 1731 im ungewissen. Es ist auch besser, denn mit diesen Standbildern hat der betreffende Künstler den Gründern des Klosters ein wenig schmeichelhaftes Denkmal gesetzt. Statt würdigen Vertretern eines angesehenen

Herzogsgeschlechtes im Ritterkostüm aus der Zeit von 1120—1280 erblicken wir auf den Konsolen nur unproportionierte Popanzen in den albernsten Phantastekostümen (Abb. 5 u. 6), und unwillkürlich bedauert der Beschauer, daß nicht auch hier eine mitleidige Kiste wie die ehemals von St. Gallen ihren Schlund geöffnet hat.

Es wäre ein Unrecht gegenüber den erwähnten Künstlern, wenn bei der Gelegenheit nicht

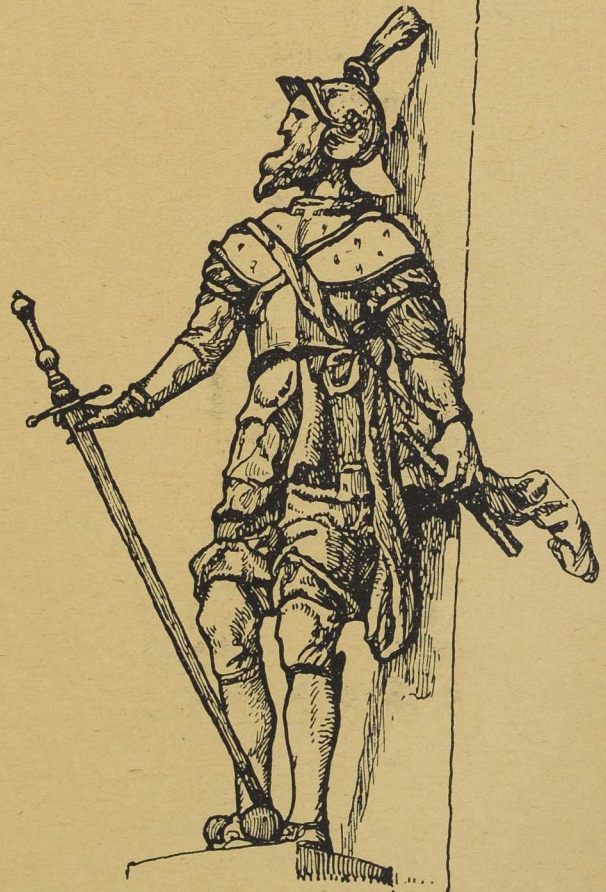


Abb. 6. Konrad I., Herzog von Zähringen (1122—1152).

Stückfigur aus dem 18. Jahrhundert, auf einer Konsole an einem der Langhauspfeiler der Kirche in St. Peter stehend. Nach einer photographischen Aufnahme von Prof. M. Stork gezeichnet von W. Galler.

auch die Tatsache Erwähnung fände, daß im Jahre 1874 im Innern der Kirche von St. Peter eine „gründliche“ Restaurierung vorgenommen wurde, und wie man dabei verfahren ist. Aus den „Christlichen Kunstblättern“, dem Organe des Freiburger Vereines für christliche Kunst, der in Freiburg von 1857—1887 wirkte, erfahren wir, daß die Anregung zur Wiederherstellung von Hofrat Dr. Zell und Baurat Hübsch ausging,

während das Zustandekommen ein Werk des opferfreudigen Repetitors und späteren Subregens Anittel war. Die Restaurierungsarbeiten wurden von dem Maler Pollikeit aus Waldshut ausgeführt, der an Stelle des „einfachen Weifels“ eine harmonische Farbentönung der Wandflächen zur Ausführung brachte und eine Polychromierung der Standbilder vornahm. Besonderes Lob wurde dem Restaurateur auch dafür zu Teil, daß er an den Figuren „manche Blößen besser überkleidete“ und daß er die Herzogsfiguren, die von ihren Standpunkten nicht entfernt werden konnten, wenigstens so „herausputzte“, daß sie besser zum



Ganzen paßten. Maler Pollikeit unternahm auch eine „durchgreifende Verbesserung“ der Fresken und fügte zu den Darstellungen manches hinzu, wie die genannte Quelle lobend hervorhebt. Auch wird noch gesagt, daß der Restaurator zum Zwecke einer besseren Farbenharmonie die Entfernung des Stückmarmors an Altären und Kanzel mit „Conferenz“ durchführte!

Über die Meister am Baue der Abteigebäude (1733—1757) und deren Ausstattung (Fürstensaal, Bibliothek usw.) mag ein andermal berichtet werden.

Fritz Ziegler.



Anmerkungen.

1) Nach den am Ende der genannten Festchronik enthaltenen „Errores Typographi“ ist an die Stelle von Corietischer „Corinthischer“, statt Federlin „Enderlin“ und für anderen „underen“ zu setzen.

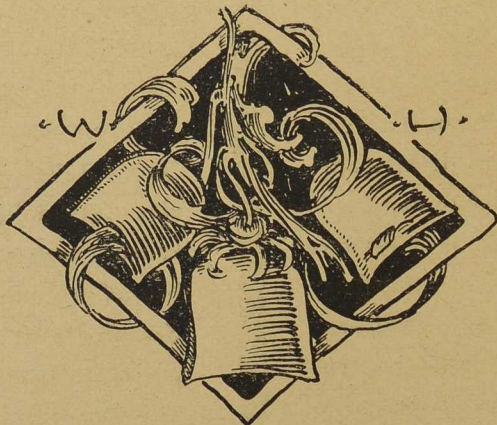
2) Berthold Pfeiffer, Die Vorarlberger Bauschule auf schwäbisch-alemannischem Gebiet, Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, Neue Folge XIII, 1907.

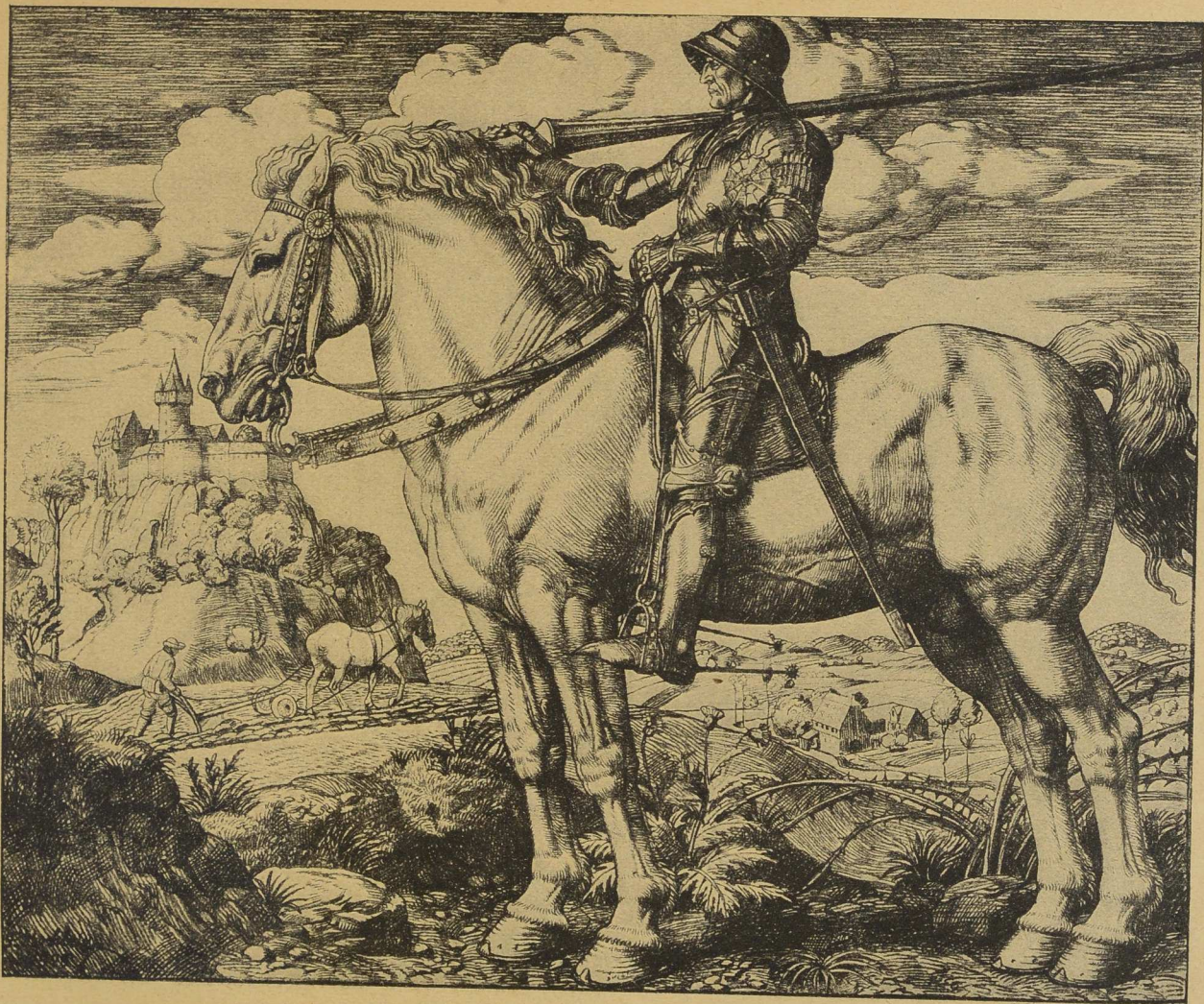
3) Rudolf Werneburg, Peter Thumb und seine Familie, Beiträge zur süddeutschen Kirchenbaukunst. Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 182. Heft. Straßburg 1916.

4) Franz Beer ist u. a. der Erbauer der Klostergebäude von Salem, Gengenbach, der Pfarrkirche und der Franziskanerkirche in Offenburg.



5) Das Kloster St. Peter, das sich der Gunst der Herzöge von Jähringen zu erfreuen hatte, war von Berthold II. als Familienbegräbnisstätte bestimmt, und es haben im Laufe der Zeit acht Jähringer in einem Gewölbe der Kirche ihre Gruftstatt gefunden. Bis vor dem Brande der Kirche im Jahre 1678 war die vor dem Kreuzaltar in Mitten der Kirche gelegene Grabgruft mit einem prächtigen Sarkophage geschmückt, auf dem sich die steinerne Statue des Stifters in Ritterrüstung befunden habe (Freiburger Bote 1891, Nr. 143—148). Heute ruhen die Gebeine der Jähringer zu beiden Seiten des Hochaltars, wo ihnen 1768 reiche Denkmale errichtet wurden. Freilich ist das Kostüm der auf diesen Epitaphien dargestellten Jähringer auch nicht historisch richtig wiedergegeben, indessen erscheinen sie doch wenigstens in Ritterrüstung.





Fritz Boehle: Ritter zu Pferde. Lithographie.
 (Veröffentlicht mit Genehmigung des Verlags Münchner Graphische Gesellschaft Pick & Co.)

Fritz Boehle.

Von Rosa Hagen, Emmendingen.

In großes Sterben ging über die Erde.

Mit wuchtigen Zieben mähte der Tod das blühende Leben draußen an den Fronten dahin, unerbittlich. — Aber nicht nur draußen im blutigen Ringen wählte er seine Opfer, sondern auch daheim bei friedlicher Arbeit beschlich er mit dem Gift der langsamer törenden Krankheit Großes schaffende Männer, die eine unausfüllbare Lücke hinterlassen. Zu diesen Opfern gehört der Kunstmalers Fritz Boehle. Obwohl ein Sohn des Breisgaus, war er persönlich doch nur wenigen bekannt, ja sogar sein Ruf als Künstler drang nicht in die weiteren Kreise wie z. B. der Name „Hans Thoma“, und doch darf

Boehle als dem Künstler vom Schwarzwald ebenbürtig bezeichnet werden.

Geboren am 7. Februar 1873 als ältester Sohn des Kaufmanns Boehle, verbrachte er seine ersten Kinderjahre in Emmendingen. Durch seine Mutter, die Tochter des Lammwirts Hartmann in Emmendingen, entstammte er einer Familie, die seit drei Jahrhunderten in Emmendingen ansässig, unabhängig, wohlhabend, an ererbten Sitten festhält. Dadurch vereinigte Boehle in sich den einfachen biedern und doch stolzen charaktervollen Bürger mit dem hochbegabten Künstler. Daraus entwickelte sich in ihm die eigenartige Kunst; gesund, kernig, ernst und deutsch, wie keine andere in unsere Zeit passend.

Obgleich die Eltern Boehles im Jahre 1876 nach Frankfurt zogen, wirkten die Eindrücke der Breisgauheimat in Boehles Kunstwerken bis zu seinem Tode fort.

Alljährlich, wenn er mit seinen drei jüngern Brüdern die Ferien im Hause seines Großvaters verbrachte, ließ er eine Anzahl Zeichnungen zurück und nahm Eindrücke mit, die er durch seine Kunst verewigte.

In Frankfurt besuchte er die Klingerschule, an welcher Prof. Ernst Hallenstein den Zeichenunterricht erteilte, der frühzeitig die außerordentliche Begabung des jungen Boehle erkannte und mit wohlwollendem Verständnis förderte. Um

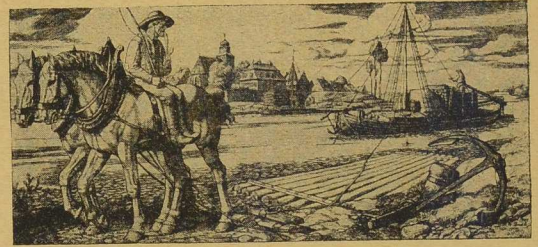


Fritz Boehle: Selbstbildnis.

diese Zeit wurde auch der Landschafts- und Historienmaler Wick (einstiger Schüler der Münchener und Antwerpener Schule) auf das Talent des Knaben aufmerksam. Wick erreichte bei den erst widerstrebenden Eltern seines Schützlings, daß dieser seinem Wunsche gemäß, sich dem Studium der Kunst widmen und mit ihm eine Studienreise durch den Schwarzwald machen durfte. Bei dem ersten Malunterricht, den Wick dem Knaben erteilte, dienten Richter, Schwind, Kethel, Dürer und Holbein als Vorbilder.

Nach Abfertigung der Klingerschule besuchte der junge Boehle das Städelsche Institut in Frankfurt und wurde Schüler des Professors

Hasselhorst, der sich ebenfalls das Fördern des Talents in dem jungen Künstler angelegen sein ließ. Um diese Zeit (1891) entstand auf Anregung des Professors eines der ersten größeren Gemälde Boehles, das Leichenbegängnis des Prälaten Janssen. Aus dem Gedächtnis hatte der achtzehnjährige Künstler diesen prunkhaften Leichenzug mit größter Genauigkeit und Fertigkeit wiedergegeben. Nun folgten andere Bilder.



Fritz Boehle: Leinreiter.
Lithographie, 47 × 100 cm.

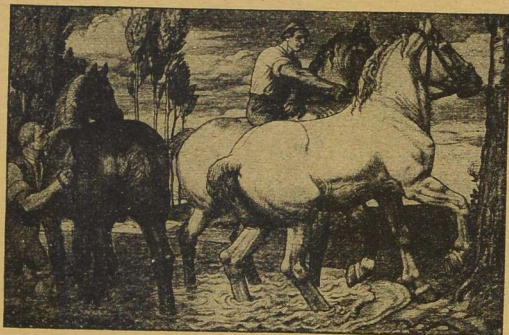
Nebenbei widmete sich Boehle eifrig der Kunst des Radierens. Diese hatte er sich aus freier Entwicklung angeeignet. Fünfeinhalb Jahre war Boehle Schüler des Städelschen Instituts, dann besuchte er als fertiger Künstler die Akademie in München. — Nicht ohne Neid fühlte sein dortiger Lehrer die Fertigkeit des Schülers. Mit unausgesetztem scharfem Tadel suchte er die Arbeiten des sonst bescheidenen Künst-



Fritz Boehle: Pflügen.
Lithographie, 47 × 72 cm.

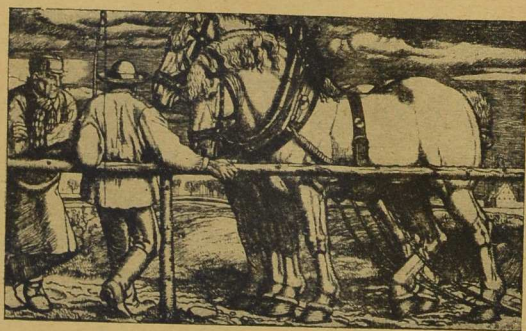
lers zu verkleinern. Anlässlich einer solchen herabwürdigenden Rede hörte Boehle, beide Hände in den Hosentaschen, gelassen zu. Der Professor fuhr ihn an: „Die Hände aus den Hosentaschen, wenn ich mit Ihnen spreche.“ Boehle antwortete verbindlich: „Herr Professor, ich glaubte, ich könne nur Malen bei Ihnen lernen; daß Sie mir auch noch Anstandsunterricht erteilen, dafür bin ich Ihnen ganz besonders dankbar.“ Während seines

Münchner Aufenthaltes arbeitete Boehle fleißig. Er schrieb am 30. Dezember 1894 an seinen Großvater nach Emmendingen: „Diese Woche habe ich 423 Mark einkassiert, ich habe vier Sachen an den Grafen Locoronsky in Wien verkauft.“ Seiner Tante hatte er kurz vorher geschrieben: „Ich habe eine Radierung fertig gemacht, die



Fritz Boehle: Pferdeschwemme.
Lithographie, 72 × 103 cm.

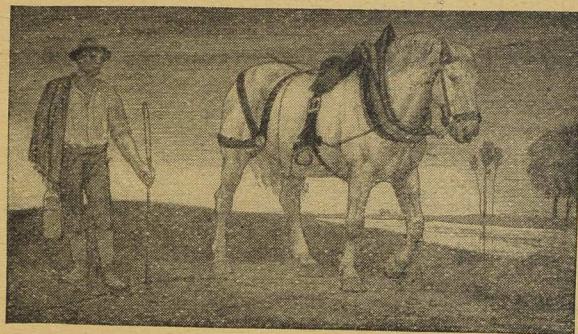
werde ich Dir auf Weihnachten schicken.“ — Es war ein vom Krieg heimkehrender Ritter, der seinen Knaben begrüßt. Eine ganze Anzahl Ritterbilder (Radierungen) schuf er während seiner Münchner Zeit. Sie haben alle etwas Verwandtes mit dem hier beigegebenen Titelbild. Es sind mittelalterliche Gestalten, nur noch etwas unfertig, während die aus späterer Zeit stammende Litho-



Fritz Boehle: Kast.
Lithographie, 68 × 104 cm.

graphie „Ritter zu Pferd“ den fertigen Künstler zeigt. Besonders bemerkenswert ist die Plastik, die auf der Lithographie zum Ausdruck kommt. Ritter mit Pferd, pflügender Bauer, Schloß, Bauernhaus, Hügel, Bäume, Pflanzen bis auf die Dornen der Distel veranschaulichen ein greifbares „Etwas“. Anatomisch richtig treten die vollen Adern und straffen Sehnen des wohlgenährten

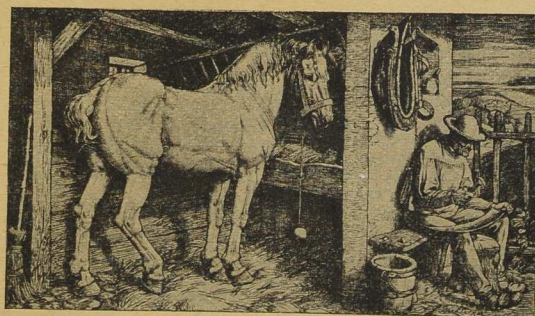
schweren Pferdes hervor. Auch ein Gedanke liegt in dem Bilde. Boehle sagte: „Die Form allein macht's nicht, sondern der Gedanke, der darin liegt.“ So finden wir in dem „Ritter zu Pferd“ im Tal den behäbigen Bauernhof, im Hintergrunde den pflügenden Bauern auf dem wohlgepflegten Ackerland, und im Vordergrund reitet der Ritter über



Fritz Boehle: Feierabend.
Lithographie, 50 × 72 cm.

Disteln als der der Menschheit nicht Dienende.

In seinen Gemälden erreichte Boehle die unvergleichliche Plastik durch Farbenkontraste, die, kräftig abstechend, doch harmonisch wirken. Boehle darf als größter Plastiker seiner Zeit genannt werden. — Ihn als Zeichner zu besprechen ist überflüssig. Seine Bilder beweisen wie fein scharfes Auge jede Linie um Haaresbreite für die Wiedergabe erfaßte.



Fritz Boehle: Stall.
Lithographie, 53 × 93 cm.

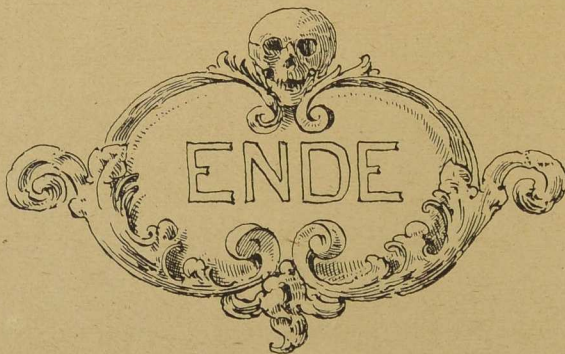
In München erhielt der Künstler die Nachricht vom Hinscheiden seines Großvaters. Daraufhin verließ Boehle München und kam nach Emmendingen (1893—94). Über ein Jahr verbrachte Boehle in rastloser Tätigkeit in seinem Geburtsort. Studie auf Studie ging unter seinem Bleistift und Pinsel hervor mit Motiven aus dem Breisgau, die er später verarbeitete. Unter den

zahlreichen Schöpfungen seien erwähnt: das idyllisch gelegene Heuweiler, eine landwirtschaftliche Besprechung in Denzlingen, Ritter zu Pferd mit dem Münster von Breisach im Hintergrund, Bildnis seines Großvaters mit dem Turm der evang. Kirche und dem marktgräflichen Schloß und vieles andere. In der Wirtsstube des Gasthauses zum Lamm befinden sich viele Radierungen aus jener Zeit, sowie ein großes humoristisches Aquarell. Boehles Tante, Fr. E. Hartmann, besitzt ebenfalls eine stattliche Anzahl von Kunstwerken aus seiner Emmendinger Zeit. Auch im Gartenhäuschen seines Großvaters hat Boehle Spuren seiner Kunst hinterlassen. Nach Emmendingen arbeitete Boehle noch einige Monate in Altenheim bei Offenburg, wo er bei dem Vater seiner Tante, Herrn Gemeindevorstand Wurth, als Gast weilte. Das Bildnis des alten Wurth gehört zu den bedeutendsten Schöpfungen Boehles. Seine Eindrücke für die arbeitenden Bauern und starken Ackerpferde hatte Boehle zum größten Teil in Altenheim geholt. Nach seinem Aufenthalt dort wohnte Boehle fast ausschließlich in Frankfurt a. M., einige Reisen nach Holland, die er in Schleppkähnen machte, ausgenommen. Ab und zu besuchte er wieder seinen Geburtsort, so auch kurz vor seinem Tode im August 1916. Im November desselben Jahres wollte er wieder kommen, um seiner Heimat ein größeres Geschenk seiner Kunst zu machen. Er hatte die Absicht, im marktgräflichen Schloß einen Saal mit Friesen und Glasmalerei auszuschnücken. Leider ereilte ihn der Tod am 20. Oktober 1916 und riß ihn aus seinem reichen Schaffen. Unzählig sind die vollendeten und unvollendeten Kunstwerke, die der Außenwelt noch unbekannt, in seinen umfangreichen Werkstätten aufbewahrt sind. Als Bildhauer war Boehle wenig bekannt, von seinem Opfertier,

mit der goldenen Medaille in Brüssel ausgezeichnet, weiß man im Breisgau kaum etwas, und das gewaltige Reiterstandbild des Markgrafen Karl Wilhelm wird, wenn erst in Karlsruhe aufgestellt, Erstaunen und Bewunderung erregen. Die Vielseitigkeit Boehles ist ebenfalls wenig bekannt; nur solche, die Zutritt zu seinen Werkstätten hatten, wissen, welche Fülle von Schöpfungen unter seiner Radiernadel, seinem Pinsel und Meißel hervorgingen. Ländliche Szenen, Landschaften, biblische Motive, Mythologie, Legenden, Bildnisse wechseln in reicher Reihenfolge ab. Das Bildnis Adickes erinnert in der Ausführung und in der Ähnlichkeit des Kopfes an das Bildnis Holzschuhers von Dürer. Jedes Werk ist bedeutend in seiner Art. Seine Absicht, ein Werk über seine Kunst zu schreiben, blieb unausgeführt.

Durch die letzte düstere Zeichnung Boehles geht es wie ein Todesahnen. Saturn hält das abgelaufene Stundenglas, das Bild trägt die Unterschrift: „Alles Vergängliche naht und vergeht.“ Boehles schwacher Leib ist vergangen, doch lebt sein Geist weiter in seinen Schöpfungen, die kommende Generationen wie die eines Dürer bewundern werden. — Wie Frankfurt und Berlin hatte auch Boehles Geburtsstadt Emmendingen (Juni bis Juli 1917) eine Boehle-Gedächtnisausstellung veranstaltet. Hauptsächlich Zeichnungen, Radierungen und Lithographien^{*)}. Freundlicherweise haben die Familie Boehle sowie der Verlag Klimsch, Maubach & Komp. ihre Genehmigung zur Veröffentlichung der beigegebenen Bilder erteilt, wofür ihnen an dieser Stelle für das freundliche Entgegenkommen bestens gedankt sei.

^{*)} Letztere von der Firma Klimsch, Maubach & Komp., Frankfurt a. M., sind in 22 verschiedenen Exemplaren käuflich.



Breisgauverein Schauinsland

33. Vereinsbericht

ausgegeben mit dem 45. Jahrlauf.

Der heutige Vereinsbericht umfaßt die Zeit vom 1. April 1915 bis 31. Dezember 1918, also fast vier Jahre. Daß unser Verein in diesen schweren Kriegsjahren seine Bestrebungen mit Erfolg fortsetzen konnte, verdankt er neben den Zuwendungen von seiten des Staates und der Stadtgemeinde, für welche auch hier nochmals unser Dank ausgesprochen sei, besonders der Anhänglichkeit und Treue seiner Mitglieder, die auch unter den ungünstigsten Verhältnissen sich in so erfreulicher Weise bewährt und durchgehalten haben. Um dieses Durchhalten zu erleichtern, haben wir freilich unsere Jahresbeiträge für die Dauer des Krieges auf die Hälfte herabsetzen und dementsprechend unsere Veröffentlichungen einschränken müssen. Während der 42. Jahrlauf noch wie früher zwei Hefte umfaßte, sind die Jahrgänge 43, 44 und 45 nur in der Stärke von durchschnittlich 6 Druckbogen erschienen. Wenn auch an Umfang geringer, so reihen sie sich doch nach Inhalt und Ausstattung würdig an die Vorgänger an, trotzdem die Herstellungskosten anhaltend gestiegen sind und sich heute fast unerschwinglich gestaltet haben.

In der sonstigen Vereinstätigkeit hat sich indessen eine Einschränkung infolge des Krieges kaum bemerkbar gemacht. Abgesehen von dem letzten Vierteljahr fanden in den Wintermonaten die Vereinsabende regelmäßig statt, und auch einzelne Vereinsausflüge kamen zustande. Der Verein konnte seinen Mitgliedern in dieser Hinsicht folgendes bieten:

Vereinsabend am 16. Oktober 1915 auf der Stube; Vortrag des Herrn Hofrats Dr. Pfaff: „Die Eroberung Breisachs durch Bernhard von Weimar.“

Vereinsabend am 17. November 1915 auf der Stube; Vortrag des Herrn Dr. jur. Rudolf Blume: „Johann Georg Schlosser, der Schwager Goethes, in Emmendingen.“

Vereinsabend am 28. Dezember 1915 auf der Stube; Vortrag des Herrn Professors Dr. Leonhard: „Von früheren Stellungskämpfen am Oberrhein.“

Vereinsabend am 24. Januar 1916 auf der Stube; Vortrag des Herrn Kreisshulrats Dr. E. Baumgartner von Emmendingen: „Deutschlands Weltmachtstellung in Vergangenheit und Gegenwart.“

Vereinsabend am 14. Februar 1916 auf der Stube; Vortrag des Herrn Domkustos Dr. Rezbach: „Der Stifter Sautier als Volksschriftsteller und Satiriker, ein Charakterbild aus den Freiburger Aufklärungsfreitigkeiten.“

Vereinsabend am 1. April 1916 auf der Stube; Vortrag des Herrn Professors Dr. Ferd. Lamey: „Der Schauplatz von Goethes Hermann und Dorothea und Emmendingen.“

Vereinsabend am 29. April 1916 auf der Stube; Vortrag des Herrn Hofrats Dr. Pfaff: „Sulzburg, Kloster und Stadt, und der Kastelberg.“

Vereinsausflug am 14. Mai 1916 nach Sulzburg und auf den Kastelberg unter Führung des Herrn Hofrats Dr. Pfaff.

Vereinsabend am 7. Oktober 1916 auf der Stube; Vortrag des Herrn Professors Dr. Hermann Mayer: „Freiburg im Bauernkrieg (1525).“

Vereinsabend am 16. November 1916 in der „Wolfshöhle“; Vortrag des Herrn Dr. jur. Rudolf Blume: „Freiburg i. Br. der Geburtsort der Gemahlin Wolfgang Amadeus Mozarts und des Vaters Carl Maria von Webers.“

Vereinsabend am 14. Dezember 1916 in Hummels Weinstube; Vortrag des Herrn Hofrats Dr. Pfaff: „Kloster Günterstal in Geschichte und Sage.“

Vereinsabend am 15. Januar 1917 in der „Wolfshöhle“; Vortrag des Herrn Münsterbaumeisters Kempf: „Kriegsheimsuchungen des Freiburger Münsters im Laufe der Jahrhunderte.“

Vereinsabend am 12. März 1917 in Hummels Weinstube; Vortrag des Herrn Univ.-Professors Dr. J. Sauer: „Realismus in der Engeldarstellung des späten Mittelalters im Anschluß an eine Skulptur am Kaiserstuhl.“

Vereinsabend am 29. März 1917 in der „Wolfshöhle“; Vortrag des Herrn Univ.-Professors Dr. Göller: „Joh. Pfeffer und die Anfänge der Freiburger Universität.“

Vereinsabend am 19. April 1917 in der „Wolfshöhle“; Vortrag des Herrn Domkustos Dr. Rezbach: „Die Freiburger Armenpflege des 16. Jahrhunderts und die Bettelordnung vom 29. April 1517.“

Vereinsabend am 15. Oktober 1917 in der „Wolfshöhle“; Vortrag des Herrn Professors Dr. Stork: „Kriegserinnerungen eines Altfreiburgers (Befreiungskrieg 1813/15)“.

Vereinsabend am 12. November 1917 in Hummels Weinstube; Vortrag des Herrn Dr. jur. Rudolf Blume: „Die Johanniter-Niederlassungen am Oberrhein und im Breisgau“ nach einer handschriftlich hinterlassenen wissenschaftlichen Arbeit des † Lehramtspraktikanten und Leutnants d. R. Hermann Albiez.

Vereinsabend am 10. Dezember 1917 in der „Wolfshöhle“; Vortrag des Herrn Professors Dr. Hermann Mayer: „Karoline Kaspar, Superiorin von St. Ursula 1809–1860.“

Vereinsabend am 7. Januar 1918 in Hummels Weinstube; Vortrag des Herrn Univ.-Zeichners Richard Schilling: „Alte Wirtshauswilder des Breisgaves und angrenzender Gebiete.“

Vereinsabend am 12. Februar 1918 in der „Wolfshöhle“; Vortrag des Herrn Univ.-Professors Dr. Engelbert Krebs: „Lithograph Straub (1810–1871) und das Freiburger lithographische Porträt jener Zeit.“

Vereinsabend am 11. März 1918 in Hummels Weinstube; Vortrag des Herrn Pfarrers W. Strohmeier von St. Trudpert: „Aus der Geschichte des alten Klosters St. Trudpert.“

Vereinsabend am 10. April 1918 in der „Wolfshöhle“; Lichtbildervortrag des Herrn Domkapellmeisters Schweizer: „Guß, Klang und Schmuck der Kirchenglocken.“

Vereinsausflug am 2. Juni 1918 nach St. Trudpert; Besichtigung der Kunstaltertümer unter Führung des Herrn Pfarrers W. Strohmeier von St. Trudpert.

Von Veränderungen im Kreise der Vorstandschaft ist zu erwähnen, daß Gaubrueder August Hagenbuch infolge gesteigerter Arbeitslast in seinem Berufe als städtischer Finanzsekretär sich genötigt sah, um seine Enthebung als Vereins-Säckelmeister zu bitten. Nur ungern sah man ihn aus diesem Amte scheiden, das er vom Juni 1911 bis Januar 1916 mit großer Liebe und Pünktlichkeit geführt hat, und stets dankbar wird man seiner Verdienste im Vereine gedenken. Für ihn trat dankenswerterweise vorübergehend Gaubrueder Georg Kammerer ein, der trotz seiner Inanspruchnahme beim Roten Kreuz sich bereithalten ließ, die Geschäfte des Säckelmeisters weiterzuführen, bis eine andere Kraft gewonnen sei. Auch ihm sei unser bester Dank hier nochmals ausgesprochen. Das Amt des Säckelmeisters ging dann an das Ehrenmitglied unseres Vereines, Gaubrueder Rudolf Lembke über, der sich als langjähriger Vereinsverwalter und Bücherwart um den Verein schon große Verdienste erworben hat. Da ihm durch die Abgabe der Vereinsbibliothek an die Stadt in dem Amte als Bücherwart eine wesentliche Entlastung geworden war, so konnte der Verein es wagen, ihn um Übernahme des Säckelmeisteramtes anzufragen. Glücklicherweise erfreut sich dieser Gaubrueder noch einer beinahe jugendlichen Frische, so daß das Amt nunmehr in guten Händen ruht. Und in diesem Sinne ruft der Verein ihm freudig ein ad multos annos zu. — Durch den Tod wurden dem Kreise der ordentlichen Mitglieder und Mitarbeiter die Gaubrüder Wilhelm Herrmann, Benedikt Ziegler und Friedrich Pfaff entzogen. Kaufmann Wilhelm Herrmann, der von 1896–1911 das Amt des Säckelmeisters so umsichtig geführt hatte und in Anbetracht seiner Verdienste zum Ehrenmitgliede des Vereines ernannt worden war, ist im September 1916 gestorben. Unerwartet traf uns damals die Trauerkunde, denn anscheinend hatte sich sein gesundheitlicher Zustand, der ihn im Jahre 1911 zur Niederlegung des Amtes im Vereine zwang, so gebessert, daß man hoffen durfte, ihn noch lange unter uns zu haben. Das Andenken an diesen offenen, geraden Charakter mit dem urwüchsigen Humor wird im Vereine nicht so schnell erlöschen. Hofrat Dr. Benedikt Ziegler, Kreis Schulrat a. D., wurde im November 1916 durch den Tod von einer schweren Erkrankung erlöst. Mit Wehmut sah man das Ende dieses Mannes kommen, der in früheren Jahren dem Vereine gerne seine Dienste lieb. Auch seiner wird man in unserem Kreise stets dankbar gedenken. Ein großer Verlust für den Verein war endlich der Tod des Universitätsbibliothekars in früheren Jahren so auch in letzter Zeit wieder öfters in unserem Vereine als Redner aufgetreten, und stets hat er eine große Zuhörerschaft durch seine lebendigen Ausführungen zu fesseln gewußt. Auch seine literarischen Beiträge für unsere Vereinszeitschrift gehören mit zum Besten, was wir unseren Mitgliedern bieten konnten, und gerne wird sich noch manches Mitglied der dramatischen Gelegenheitsdichtungen und Bearbeitungen von Weihnachts- und St. Nikolausspielen erinnern, die wir seiner stets willigen Feder verdanken.

Zum Schlusse dieses Berichtes erfüllt die Vereinsleitung noch die Pflicht, den Herren Vortragenden, den Mitarbeitern an der Zeitschrift, dem Schriftleiter und den Vereinsbeamten für ihre erfolgreiche Förderung unserer Bestrebungen öffentlich Dank zu sagen. Sie hofft, daß all diese Mitarbeiter auch in der Zukunft mit der alten Arbeits- und Opferfreudigkeit sich unserer Sache widmen, denn mehr denn je tut es not, in der jetzigen Lage auch idealere Güter zu pflegen und die Liebe zur Heimat zu beleben und zu vertiefen, um so auch an unserem Teile nach Kräften beizutragen zur Gesundung und inneren Erstarkung unseres unglücklichen großen Vaterlandes.

Freiburg i. Br., den 31. Dezember 1918.

Der Vorstand.